
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Juni 6/2008

Aus dem Inhalt

Alois Jansen
Zeig uns dein Gesicht 161

Joachim Thull
Gemeindeentwicklung praktisch 163

Claus F. Lücker
„Erschreckt nicht! Denn siehe, ich verkünde euch...“ 171

Christian Hennecke
Vor dem Jordan 177

Heiner Koch
Was unsere Gesellschaft zusammen hält 185

Ralph Sauer
Abschied vom lieben Gott 188

Literaturdienst: 191
Christoph Ohly: Der Dienst am Wort Gottes

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |
Dechant Joachim Thull, Lütticher Str. 34, 51149 Köln |
Pfarrer Dr. Claus F. Lücker, Industriestr. 12, 47802 Krefeld |
Regens Dr. Christian Hennecke, Bischöfl. Priesterseminar,
Brühl 16, 31134 Hildesheim | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32 (Generalvikariat), 50668 Köln | Prof. Dr.
Ralph Sauer, Bussardstr. 3a, 49377 Vechta

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfiling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7002 od. –7001,
Fax (0221) 1642–7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

ISSN 1865-2832

Zeig uns dein Gesicht

*Gott, du hast uns geschaffen – doch wir
kennen dich kaum.
Du liebst uns –
und doch bist du uns fremd.
Offenbare dich deiner Gemeinde.
Zeig uns dein Gesicht.
Sag uns, wer du bist
und was du für uns bedeutest.
Lehre uns
dich erkennen, dich verstehen, dich lieben.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)*

Mit diesem Gebet wird uns doch viel zuge-
mutet.

Da beten wir zu Gott, der uns erschaffen
hat, den wir aber kaum kennen.

Da sprechen wir zu Ihm, der uns liebt, und
der uns doch fremd ist.

Wie geht das?

Da gehen mir doch die Fragen durch den
Kopf um die Erschaffung der Welt und des
Menschen, die Fragen nach der Evolution,
dem Urknall und der Weiterentwicklung. Ist
es nicht einfacher, dem Kreationismus zu
huldigen, die Schöpfungsgeschichte also
wörtlich zu nehmen?

Und dann soll ich beten zu dem, der mich
liebt und der mir doch fremd ist?

Wie merke ich denn, dass er mich und
meine Mitmenschen liebt, wenn dauernd
von Mord und Totschlag die Rede ist, von
Krieg und Terror, von Selbstmord-Attentaten,
von Kindern, die entführt und missbraucht
und gar getötet werden?

Der erste Teil dieses Gebetes ist also doch
eine Zumutung!

Vor einigen Jahren habe ich ein kleines
Buch von Elie Wiesel, dem jüdischen Dichter
und Friedensnobelpreisträger von 1986,

gelesen. Das Büchlein trägt den Titel:
„Macht Gebete aus meinen Geschichten“.

Geschichten sind erzähltes Leben. Das
Büchlein könnte auch den Titel tragen:
„Mache ein Gebet aus deinem Leben“.

Elie Wiesel erzählt aus seiner Kindheit. Da
wird deutlich, wie sehr das Beten sein Leben
als jüdisches Kind, aufgewachsen in den
Karpaten, geprägt hat. Und immer wieder
kommt er zu sprechen auch auf das Erleben
in Auschwitz und Buchenwald. Wie das
Beten auch ein Ringen mit Gott sein kann!

Da erzählt Elie Wiesel von einem Mann,
der immer ins Stocken gerät, nicht weiter
kommt beim Beten des Satzes, der zum
festen Bestandteil seines Betens gehörte:
„Tag für Tag bleibt er an der Stelle ‚*Ahava
rabba ahavtanu*‘ –, denn du hast uns geliebt
mit großer Liebe‘ – stecken und ringt nach
Luft. Kein Laut kommt mehr über seine
Lippen und sein Atem geht immer schwerer.
Der Schmerz wühlt in ihm. Er leidet und
sein Schmerz macht ihn traurig. Bleibt er für
immer stumm? Wird das, was er im Beten
sagen will, nur Lüge sein oder nur Illusion?“

Wer ist dieser Mann, fragt Elie Wiesel. Er
selbst erkennt sich in ihm. Der Mann ist unser
Zeitgenosse, ein seine Religion praktizierender
gläubiger Mensch. – Erkennen wir uns
nicht auch in diesem Mann, wenn wir ins
Stocken geraten möchten bei jenem Satz: „...denn
du hast uns geliebt mit großer Liebe“?

Tröstlich und ermutigend sind da einige
Sätze, die Elie Wiesel über das Gebet
schreibt, in denen auch ich mich wiederfinden
kann: „Beten heißt, fähig zu sein, seine
Stärken und Schwächen zu erkennen, seine
Existenz und seine Zukunft zu ermessen,
heißt empfangen und geben“. „Niemand ist
mehr zu bedauern als ein Mensch, der nicht

beten kann“. „Nehmt unserem Volk das Gebet“, sagt er, „und ihr habt seine Seele zum Schweigen gebracht“.

Am Ende eines Kapitels über Glauben und nicht glauben sagt Elie Wiesel: „Eines Tages möchte auch ich gerne das Leben besingen und den Glauben preisen. Noch ist es nicht so weit.“

Wir besingen in unseren persönlichen und gemeinsamen Gebeten das Leben und preisen unseren Glauben.

Aber: Kann ich in meinem Beten nicht auch voller Fragen sein? Meine Fragen, die mich bedrängen, ins Gebet hinein nehmen?

Natürlich: so ist ja das Beten derer gewesen, die ihre Gebete in den Psalmen des Ersten Testaments niedergeschrieben haben.

So ist schließlich das Beten Jesu am Kreuz gewesen, der seine Fragen an den Vater mit den Worten eines Psalms gerichtet hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“.

Und da geht mir nun ein Licht auf für den zweiten Teil dieses Gebetes!

„Offenbare dich. Zeig’ uns dein Gesicht. Sag uns, wer du bist und was du für uns bedeutet“.

Das Gesicht Gottes ist für uns Jesus Christus. Jesus Christus ist für uns das einzige Foto, das wir von Gott haben.

An ihm können wir sehen und ablesen, wer Gott für mich ist. Deshalb ist der erste Satz des Johannes-Evangeliums für mich so wichtig: „Das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Durch ihn ist alles geworden.“

Das hilft mir im Hinblick auf die Schöpfung, und mit der Evolutionstheorie kann ich gut leben.

Und wenn ich dann denke, dass die Welt, weil geschaffen, endlich ist, und der Mensch, weil endlich, eben auch unvollkommen, kann ich alles Leid, alles Unvollkommene und alles Vergehen und Sterben – wenn auch manchmal mit Schmerzen – akzeptieren im Hinblick auf Jesus Christus, der alles auf sich genommen hat, alles Leid der Welt mit ans Kreuz nahm und daraus Leben erstehen ließ.

So bin ich schließlich versöhnt mit diesem schwierigen Gebet, weil eben alle Gebete an den verborgenen Gott gerichtet werden durch Jesus Christus.

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Pbl-Ausgabe beginnt mit einem Praxisbericht aus der Pastoral, der den allerorten anstehenden Strukturwandel nicht nur problematisiert oder unter der Perspektive idealer Ziele thematisiert, sondern einen bereits vollzogenen Wandel in aller Konkretion vorstellt und reflektiert. Das Besondere: **Dechant Joachim Thull** aus Köln-Porz kann einen Prozess beschreiben, bei dem Inhalte und pastorale Konzepte stukturbildend wurden und nicht extrinsisch vorgegebene Strukturänderungen inhaltsnötigend waren. Zu Erfahrungsberichten über bereits vollzogene Strukturwandlungen oder im Augenblick der Erprobung befindliche Modelle aus anderen Bistümern kann ich nur herzlich einladen, auf dass alle die Palette der Möglichkeiten mit allen Farben und Schattierungen in den Blick nehmen können.

Der Beitrag von **Pfarrer Dr. Claus F. Lücker**, Exerzitienseelsorger im Bistum Aachen, bringt – vielleicht manch eine(n) irritierend – Magnifikat und Sinus-Milieustudie in einen spannenden Zusammenhang.

Als ein weiterer Farbtupfer der o.g. Palette kann der Beitrag von **Pfarrer Dr. Christian Hennecke**, Regens des Priesterseminars in Hildesheim, gelten, der auf die vielfältige Förderung eines E/erwachsenen(-) Glaubens als Chance für die Kirche setzt.

Weihbischof Dr. Heiner Koch aus Köln stellt markant die Wertfrage als religiöse Frage vor.

Und **Prof. em. Dr. Ralph Sauer**, früher Ordinarius für Praktische Theologie in Vechta, warnt zum Schluss vor einer Verharmlosung unseres Gottesbildes.

Mit diesem Plädoyer für einen nicht erträglichen, sondern tragenden Gott schließt der Juni-Reigen der Anregungen, mit dem Sie herzlich grüßt

Ihr



Gunther Fleischer

Gemeinde- entwicklung praktisch

Am 26. Oktober 2007 gab der Erzbischof von Köln, Joachim Kardinal Meisner, den Startschuss für eine Weiterentwicklung der Seelsorge unter dem Leitwort „Wandel gestalten – Glauben entfalten“. Die Rahmenbedingungen sind deutlich abgesteckt. Bis zum 31. Juli 2008 hat jeder der 180 Seelsorgebereiche (insgesamt 701 Pfarreien) zu entscheiden, ob die jeweiligen Pfarrgemeinden eines Seelsorgebereichs zu einer Pfarrei fusionieren oder im Rahmen einer Pfarrereingemeinschaft kooperieren. Für beide zukünftigen Varianten gelten klar vorgegebene Eckdaten: So wird es ab dem 1. Jan. 2009 in jedem Seelsorgebereich nur noch einen kanonischen Pfarrer geben. Im Herbst 2009 wird dann nur noch ein gemeinsamer Pfarrgemeinderat gewählt. Während sich bei der Variante Fusion automatisch ein Kirchenvorstand ergibt, bleiben die Kirchenvorstände der einzelnen Pfarreien bei der Variante Pfarrereingemeinschaft selbstverständlich bestehen. Dabei leitet der kanonische Pfarrer aber nur den übergeordneten Kirchengemeindeverband und ist von den Aufgaben im Kirchenvorstand dispensiert.

Das Herzstück dieser Neuordnung ist aber nicht die Strukturentscheidung. Das primäre Ziel der Kirche ist ja nicht ihre Selbstbewahrung in bestimmten strukturellen Ausprägungen. Die Kirche legitimiert sich nur durch die Verkündigung des ihr anvertrauten Evangeliums. Wir stehen in der Gefahr, immer mehr Kräfte zur Erhaltung überkommener Strukturen zu binden und dabei immer weniger Kräfte für ein missionarisches Wirken zur Verfügung zu haben. So dient die Strukturentscheidung mit zeitlich möglichst kurz angesetzter Strukturdebatte letztlich der sich anschließenden Entwicklung

eines individuellen Pastoralkonzeptes eines jeden Seelsorgebereiches, das dann allerdings mit Inhalt und Leben gefüllt werden muss. Die Last bzw. Crux liegt darin, jetzt und zunächst eine Struktur schaffen zu müssen, die erst danach mit Inhalt gefüllt wird. Einfacher und organischer ist es, wenn beides sich gegenseitig durchdringt und belebt oder, noch besser, wenn aus gelebten Inhalten heraus die Struktur angepasst wird. Diesen „Königs“-Weg ist der seit dem 1.1.2001 aus ehemals vier selbständigen Gemeinden *zu einer Pfarrei fusionierte* Seelsorgebereich St. Maximilian Kolbe in Köln-Porz gegangen. Im Folgenden werden in aller Kürze Voraussetzungen, Schritte, Erfahrungen und Entwicklungen, die diesen Weg begleiteten und vorantrieben, dargestellt.

Pfarrübergreifend denken lernen

Die Fusion der vier Pfarrgemeinden St. Michael (4.133 Katholiken im Jahre 1997; gegründet 1917), Heilig Geist (1.115/1925), St. Fronleichnam (1.948/1960) und St. Maximilian Kolbe (2.456/1973) im Dekanat Köln-Porz mit vier Kirchen, vier Pfarrheimen, vier Kindertagestätten und anderen Gebäuden fiel nicht vom Himmel, geschweige denn entstand sie in einer „Nacht- und-Nebel-Aktion“. Dahinter liegt ein jahrelanger Prozess gemeinsamen Analysierens, Ringens, Streitens, Planens und Ausprobierens sowie die Festlegung verbindlicher Entscheidungen über Ziele pastoraler Schwerpunkte und deren Durchführung.

Die Anfänge dieses Prozesses gehen auf das Jahr 1992 zurück. Das für den aus vier selbständigen Pfarreien (die bis dato wenig bis überhaupt nichts miteinander verband) bestehenden Seelsorgebereich neu ernannte Pastoralteam (Pfarrer, 2 Kapläne, Diakon, Pastoralreferentin) verstand seine Aufgabe von Anfang an vor allem darin, die Zusammenarbeit und das Zusammenwachsen der 4 Pfarreien im Seelsorgebereich zu fördern. Dabei galt das Prinzip: Jede Pfarrei kann und soll ihren seelsorglichen Schwerpunkt

entdecken, ausbauen und als Angebot für die anderen Gemeinden in den Seelsorgebereich einbringen. Dies setzte einen Prozess in Gang, in dem nicht nur jeder pfarrübergreifend denken lernen musste, sondern auch alle pastoralen wie seelsorglichen Belange nur noch in Abstimmung aller Gremien und der betroffenen Gemeindemitglieder erfolgen konnten. Daraus ergaben sich natürlich Konsequenzen in Bezug auf die Öffentlichkeitsarbeit, die Gottesdienstordnung, die Sakramentenspendung und die Gemeindefeiern.

Öffentlichkeitsarbeit: Als erstes wurden die gemeinsam wöchentlich erscheinenden Pfarrnachrichten (2 DIN A4 Seiten in einer Auflage von zurzeit 500 Exemplaren) eingeführt, in denen alle Gottesdienste, Termine, Veranstaltungen und Informationen übersichtlich enthalten sind.

Gottesdienstordnung: In den vier Kirchen wurden insgesamt, teils natürlich parallel, 8 Sonntagsmessen gefeiert. Die Neuplanung der Gottesdienstordnung wurde mit Blick auf den zukünftig gültigen Stellenplan von 2 Priestern (mittlerweile 1,5) den kirchenrechtlichen Bedingungen entsprechend und unter Berücksichtigung von gemeindebildende Fahrten wie Kinder- und Jugendfreizeiten oder Wallfahrten, Besinnungs-, Firm- und Erstkommunionwochenenden im Rahmen der Umsetzung der pastoralen Konzepte entwickelt (einschließlich Urlaub, Exerzitien, Fortbildung). Auch die zukünftige Stellenbeschreibung für die Berufsgruppe der Kirchenmusiker und Küster floss in die Neuordnung mit ein (hier möglichst Erhalt der Vollbeschäftigung und Praktikabilität im Dienstalltag). Als klare Konsequenz ergab sich: Es kann weder werktags noch sonntags parallele Gottesdienstzeiten geben. Es muss genügend Zeit zwischen den Gottesdiensten zur Begegnung der Gemeinde mit den Seelsorgern eingeräumt werden. Und eine Gottesdienstordnung darf nicht auf dauerhafte Vertretung von außen angewiesen sein, da ansonsten eine Trennung von Gemeindealltag und Eucharistiefeyer eintritt. Im Sommer 1998 ergab sich eine radikale Reduzierung von acht auf vier Sonn-

tagsmessen (17.30 Uhr/9.00 Uhr/10.15 Uhr/11.30 Uhr: in jeder Kirche eine), die natürlich mit den Pfarrgemeinderäten ausgiebig diskutiert werden musste. Dabei wurden zwei eindeutige Vorzeichen vor die Diskussion gesetzt: Zum einen besteht keine Notwendigkeit für Wortgottesfeiern mit Kommunionsspendung am Sonntag. Zum anderen: Feste Zeiten und Orte, in keinem Fall ein wöchentlich oder monatlich wechselndes System, weil spätestens nach drei Wochen weder Seelsorger noch Gemeindemitglieder wissen, wohin sie gehen sollen und wohin sie gehören. Verlässlichkeit muss gegeben sein, die in Fleisch und Blut übergeht.

Die nächste Gottesdienstbesucherzählung zeigte keine ungewöhnlichen Einbrüche gegenüber den Vorjahren. Vielmehr haben sich die Gottesdienstbesucher auf die vier Gottesdienste verteilt. Zwar hat bis heute jeder Gottesdienstbesucher seine Heimat- oder Lieblingskirche, dennoch ist Mobilität festzustellen: man geht dahin, wo es zeitlich passt und ein Familiengottesdienst oder ein Hochamt gefeiert werden bzw. ein Akzent gesetzt wird, der dem eigenen Bedürfnis entspricht. Dazu kommt die Erfahrung, dass gerade an Festtagen, wenn nur ein einziger Gottesdienst in einer der Kirchen gefeiert wird (z.B. eine Festmesse an Mariä Verkündigung, eine Osternacht, eine Karfreitagsliturgie etc.) Mobilität primär eine Frage und Entscheidung der „geistlichen“ Beweglichkeit (Was liegt mir an meinem Glauben und an der Mitfeier in der Gemeinschaft?) und nicht der körperlichen ist.

Sakramentenspendung: Da die Sakramentenspendung ein Herzensanliegen jeder Pfarrei ist, konnte diese fortan nicht mehr Sache der einzelnen Pfarrei sein, sondern musste überpfarrlich verstanden und gestaltet werden, um effizient zu sein. Schon 1993 gab es nur noch eine gemeinsame Erstkommunionvorbereitung, die aus zwei Wegstrecken besteht und insgesamt anderthalb Jahre dauert. Von der Fastenzeit bis Advent treffen sich die Kinder zweimal im Monat (in Gruppen bis zu 20 Kindern) mit den Seelsorgern zur einstündigen Katechese in der Kirche

und im Pfarrheim. Von Advent finden die klassischen Kommuniongruppen mit den Katechetinnen zuhause oder im Pfarrheim statt – bis zum Weißen Sonntag. Auch hier wurden wieder eindeutige Vorzeichen gesetzt: Es kann nur eine gemeinsame Vorbereitung, eine Katechetenrunde, eine Familienmesse und gemeinsame Elternabende geben, wobei die Pfarrheime und Kirchen als Zentren der Begegnung gleichberechtigt berücksichtigt werden.

Ähnliche Veränderungen ergaben sich in Bezug auf die Tauf-, Firm- und Ehepastoral, die alle in schriftlichen und gemeinsam erarbeiteten Konzepten des Pastoralteams verbindlich festgehalten wurden.

Eine Gemeindeanalyse zeigte 1999 schließlich, dass die Sakramentenvorbereitung wie Sakramentenfeiern selbst nicht mehr an die Pfarrgrenze und die Pfarrkirche gebunden waren, sondern innerhalb des Seelsorgebereiches gelebt und vollzogen wurden.

Gemeindefeiern: Jeder Jahreslauf wird von bestimmten wiederkehrenden Festen unterbrochen (Pfarr- und Patronatsfeste, Pfarrprozession, Ewiges Gebet, Basare etc.). Manche dieser Ereignisse hatten bislang einen festen und ausstrahlenden Sitz im Leben der Gemeinde, bei anderen standen der Aufwand zur Durchführung und die Beteiligung von Seiten der Gemeindemitglieder nicht mehr in einem realistischen Verhältnis zueinander. Auch hier galt das einfache Prinzip: Nichts parallel oder vierfach. So blieb es nicht aus, dass ein zähes, aufreibendes Ringen bei diesem Infragestellen „heiliger Kühe“ das Geschehen bestimmte. Mittlerweile haben sich akzeptierte Schwerpunkte und Termine festgesetzt: Ein gemeinsamer Tag des Ewigen Gebetes am Freitag nach Aschermittwoch von 9 bis 22 Uhr als geistlicher Einstieg in die Fastenzeit; die gemeinsame Pfarrprozession und das Pfarrfest am Fronleichnamstag rund um die Kirche St. Fronleichnam; Ende September das Patronatsfest rund um die Kirche St. Michael mit ökumenischem Evensong; Pfarrpatronatsfest St. Maximilian Kolbe mit einem deutlich geist-

lich-theologischen Akzent immer am 14.8. mit Festmesse, Festvortrag, Dämmergruppen und Komplet. Die traditionellen Basare in der Adventzeit wird es wohl so lange geben, wie es Menschen gibt, die das ganze Jahr über für einen guten Zweck basteln und werkeln und ihre Abnehmer finden.

Fazit: Nachdem die Eckdaten in diesen vier Bereichen durchaus hart und klar errungen und ebenso klar festgelegt waren, zeigte sich nach drei bis vier Jahren, dass die Wesensmerkmale einer Gemeinde – Liturgia, Martyria und Diakonia in Communion zu leben – pfarrübergreifend angenommen und verwirklicht wurden. Eine andere Erkenntnis kam hinzu: Gemeinde und Kirche sind nicht für sich da, sondern gesandt für die Welt. Die Erfüllung dieser Aufgabe führte dazu, dass die Lebenswirklichkeiten der Menschen, die im gesamten sozialen Umfeld leben, wieder neu in den Blick kamen. Für sie sind Gemeindegrenzen und Kirchturmdenken ohnehin nicht bekannt oder unwichtig. Um deshalb glaubwürdig den Sendungsauftrag zu leben, bedurfte es einer Öffnung und gemeinsamen Praxis im Engagement für die Welt. Die gemeinsame Praxis erforderte im Verlauf des Prozesses weitere grundsätzliche Entscheidungen und Konzentrationen, um auf die sich derart verändernde Wirklichkeit dann auch angemessen zu agieren.

Mut zur Konzentration

Die Ergebnisse einer 1998 erstellten Sozialraum- und Gemeindeanalyse bestätigten zum einen unsere Wahrnehmung, dass wir viel Zeit und Kraft aufzuwenden hatten, die „alten“ Pfarrstrukturen zu bedienen und dadurch zu erhalten, und spornte zum anderen an, gerade im caritativen Bereich andere Wege zu gehen als bisher. Dies führte 1999 zu drei Konzentrationen und Neuausrichtungen – nämlich in der Jugendpastoral, der Caritas und der Pfarrbüroarbeit.

Jugendpastoral: Drei Jugendleiterrunden, die sich zu unterschiedlichen Zeiten in den

verschiedenen Pfarrheimen, aber für die gleichen Adressaten und Inhalte trafen, standen vor der Frage: In welcher Leiterrunde und wie sollen die 12 neuen Nachwuchsleiter mitarbeiten? Die Lösung wurde auf einem gemeinsamen Wochenende aller mit Hilfe der Kath. Fachstelle durchgespielt. Ergebnis: Die Nachwuchsleiter bilden den Grundstock für eine neue Jugendleiterunde, in die hinein sich die alten Leiter integrieren. Das Jugendforum war entstanden.

Caritas: In Bezug auf die hohe Quote der Arbeits- und Sozialhilfeempfänger entstand Handlungsbedarf, für den die bestehenden klassischen Caritaskreise (Haus-, Geburtstags-, Krankenhausbesuchsdienste, Caritas-Sammlung) aufgrund des Alters ihrer Ehrenamtlichen und des Verständnisses ihrer eigenen Caritastätigkeit an Grenzen stießen. Von daher war für das Pastoralteam klar: Man musste das Alte bestehen lassen und soweit wie möglich begleiten bzw. eine stärkere Selbstorganisation der Kreise fördern, aber die eigene Energie stärker für den Aufbau neuer Caritasprojekte investieren. Die bis heute laufenden Projekte „Mittagstisch für Kinder“ und „Ferien-zu-Hause“ starteten 1999 und werden bis heute von ca. 30 ehrenamtlichen Helfer(innen) durchgeführt. Hinzu kam das Projekt „Gemeinsam statt einsam“, das auf die veränderte Situation von Altersarmut und Älterwerden reagierte. Hier zeigte sich, dass neue ehrenamtliche Tätigkeiten durch Projekte mit klaren Zielen, Inhalten, Zeitaufwand, Begleitung und Förderung der Eigenverantwortung durchaus zur Mitarbeit zu motivieren sind.

Errichtung eines Pfarrbüros: Am 10.12.1999 öffnete das neu eingerichtete gemeinsame Pfarrbüro am Wohnsitz des Pfarrers seine Türen. Sakramenten- und Kirchenbücher, Postanschrift wurden hierhin zentriert, Arbeits- und Öffnungszeiten optimiert. Die Umorganisation hat Kraft gekostet, da jede Sekretärin liebgewordene Eigenarten aufgeben und die eigene innere Einstellung hinterfragen musste. Ein Sich-Einlassen und Offensein für Änderungen und Verbesserungen bestimmte die Voraussetzung dafür, dass aus bisherigen Einzel-

kämpferinnen wirklich ein Team werden konnte. Arbeiten im Team für die Sekretärinnen heißt dabei: Man trägt die Verantwortung nicht allein. Es entwickelte sich ein entspanntes Arbeiten, Posteingänge werden direkt erledigt und das Ablagekörbchen ist meist leer. Die Fehlerquote ging gegen Null. Sekretärinnen und Seelsorger haben Zeit für die Menschen, die ins Büro kommen und das Pfarrbüro entpuppte sich als Info-, Begegnungs- und Kontaktbörse.

Mit Eröffnung des Pfarrbüros wurden an den anderen Kirchen die alten Büros als Kontaktbüros mit verminderter Öffnungszeit gekoppelt an Gottesdienste und Gemeindetreffen weitergeführt. Hinter dieser Entscheidung stand die Überlegung, dem Gefühl der Menschen, vor Ort sei „ja nichts mehr und deshalb geht alles zugrunde“ entgegenzuwirken. Praxis und Gefühl änderten sich durch das Öffnen der Kirchen.

Kirchen öffnen – Kontaktbüros schließen: Nach dem Motto: „Ein abgewiesener Beter ist schlimmer als ein geklauter Leuchter“ öffneten wir unsere Kirchen in der Weihnachtszeit 2002, damit der Zugang und das Gebet an der Krippe möglich wurden. Aufgrund der positiven Erfahrungen und Rückmeldungen blieben die Kirchen seither tagsüber geöffnet. Da unser Küster Frühaufsteher ist, öffnet er eine Kirche schon gegen 6.30 Uhr. Ein Rundgang gegen 8.00 Uhr zeigt ihm anhand der brennenden Kerzen bei der Pietá, wie viele Menschen auf dem Weg zur Arbeit die Kirche dann bereits aufgesucht haben. Wenn ich tagsüber in die Kirche gehe, treffe ich immer auf Menschen und manches Gespräch und manches Anliegen ergibt sich unmittelbar vor Ort. Die Öffnung der Kirchen führte ungeplant aber konsequent zur Schließung der Kontaktbüros, da sie überflüssig wurden, denn Messbestellung auf vorgefertigten Formularen, kurze klärende Gespräche und Erledigung von Anliegen liefen seither über die direkte Begegnung mit Küstern und Seelsorgern sowie über die Sakristei. Die Reduzierung der vielen Büros und Konzentration auf eins ergaben sich fließend aus der gelebten Praxis.

Fazit: Diese verschiedenen Konzentrationen geschahen zum richtigen Zeitpunkt. Die Aufgabe der Leitung bestand darin, die Gremien und Gemeindeglieder behutsam aber entschieden zu überzeugen, dass Konzentration kein Verlust und Untergang bedeutet, sondern letztlich die Qualität hebt und die Gemeinde stärkt und verbindet.

Leitung in vernetzten Bezügen

Zu diesen Umsetzungen bedarf es natürlich einer konsequenten Leitung, die das Gesamte ebenso wie das Einzelne im Blick behält, selbst immer wieder nach den theologischen Schwerpunkten fragt und ein partnerschaftliches Interesse an den anderen hat, damit ein Miteinander gelingt. Leitung in vernetzten Bezügen fördert die gemeinsame Erarbeitung von Inhalten, Themen, Problemen und sozialen Prozessen, nimmt die Mitverantwortung der Haupt- und Ehrenamtlichen ernst und überträgt ihnen allen die nötige Verantwortung und die nötige Handlungsfreiheit, damit alle ihr Wissen, ihre Erfahrungen und ihr Können in den Prozess einbringen und ihn maßgeblich mitsteuern. Sie ermöglicht Initiativen, ermutigt Menschen zum selbständigen Handeln, entdeckt Begabungen und sucht bzw. trägt mit anderen zusammen Entscheidungen durch. Leitung in vernetzten Bezügen konkretisiert sich auch in den Verbindlichkeiten für das Pastoralteam und der Zusammenarbeit mit dem Pfarrgemeinderat.

Pastoralteam: Im Alltag entstanden folgende Verbindlichkeiten: das Pastoralteam trifft sich jeden Dienstag um 7.30 Uhr zu den Laudes und anschließendem Frühstück. Der Mittwochnachmittag ist für die Dienstbesprechung reserviert, die mit dem Gebet der Vesper beginnt und mit der gemeinsamen Feier aller Hauptamtlichen mit der Gemeinde um 18.30 Uhr in der Pfarrkirche endet. Jede Dienstbesprechung hatte in der Regel eine „I-B-E-Struktur“: **I = Information:** jeder berichtet aus seinen Arbeitsbereichen und von Erlebnissen in den Pfarrei-gruppen. Dadurch hat jedes Mitglied den

gleichen Informationsstand; **B = Beratung:** das Team berät sich über Entwicklungen, Meinungen, Erfahrungen; **E = verbindliche Entscheidung für ein Konzept**, die vom gesamten Team mitgetragen wurde. Schriftliche Dokumentation durch Protokolle sowie stetige Fortschreibung eines verbindlichen Pastoralkonzeptes gehörten automatisch dazu.

Das gemeinschaftliche Gebet sowie der stetige Austausch der geistlichen, theologischen und persönlichen Erfahrungen haben das Pastoralteam ständig bereichert. Das gemeinsame geistliche Tun, das sich vor allem auch in der Feier der Eucharistie widerspiegelte, prägte eine Atmosphäre, in der auch für die Gemeinde der wichtige Dienst der Leitung als ein geistliches Geschehen erfahrbar wurde. Schmerzliche und schwierige, aber auch freudige Ereignisse der pastoralen Alltagssituation wurden zur Sprache gebracht und konnten so geteilt werden. Jeder erlebte die bunte Vielfalt der Gaben und Begabungen, die Gott schenkt. Daraus erwuchs eine Freude an der einander ergänzenden Zusammenarbeit. Eine stetige Verständigung auf die gemeinsamen Aufgaben, Schwerpunkte und Ziele war natürlich eingebunden. Eigenverantwortlichkeit in den pastoralen Feldern mit Rückbindung an das Team bedingten sich gegenseitig, um die Entwicklung und Durchführung von Konzepten gemeinsam zu gestalten.

Pfarrgemeinderat und Gruppierungen: Die damaligen Pfarrgemeinderäte sowie die verschiedenen Gemeindegruppen waren mit dem Selbstverständnis des Pastoralteams vertraut und an allen Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen aktiv beteiligt. Förderlich für den Prozess war es, dass die 4 PGR sehr früh neben dem Blick auf die eigene Gemeinde gemeinsam eine Antenne für das Gemeinsame des Seelsorgebereiches hatten. Die Sozialraum- und Gemeindeganalyse veranlasste die PGR ebenfalls dazu, auf das eigene Tun und Selbstverständnis zu schauen, so dass sie folgende Leitfragen entwickelten: Für wen sind wir als Gemeinde da? Wo findet Glaubensbildung statt? Wie ist/wird Gemeinde zur Quelle des Glaubens?

sichtlich der Frage, ob ein Kirchenvorstand mit zehn Mitgliedern bei der Verwaltung der 21 Gebäude, 45 Angestellten, laufenden Baumaßnahmen, Erbpachten etc. hoffnungslos überfordert ist und seiner Verantwortung nebst all den anderen Pflichten überhaupt gerecht werden kann. Bei der ersten KV-Wahl wurden keine Überhangkandidaten aufgestellt, um die örtliche Repräsentanz zu gewährleisten. Die KV-Sitzungen fanden zunächst im Wechsel vor Ort statt mit einer intensiven Baubegehung aller örtlichen Immobilien. Damit wussten alle Mitglieder in kurzer Zeit über die örtlichen Gegebenheiten Bescheid. Die alle 2 Monate stattfindende Sitzungen dauern maximal zwei Stunden. Bis auf zwei von 20 ehemaligen KV-Mitgliedern haben sich alle zur Übernahme von örtlichen Aufgaben ansprechen lassen (Ortsbegehung, Gebäudepflege, Kollektensammler und -zähler). Zusätzlich werden diese von neun weiteren Ehrenamtlichen, die bis dahin nichts mit der KV-Arbeit zu tun hatten, unterstützt. Zuständigkeiten werden klar geregelt und die Verantwortlichen handeln frühzeitig und veranlassen bei Schäden sofort die entsprechende Abhilfe durch örtliche Firmen bzw. arrangieren Ortstermine mit dem Rendanten, KV-Mitgliedern und Fachleuten, um entsprechende Kostenvoranschläge, Maßnahmen und Aufträge zu vergeben und weiter zu begleiten.

In ähnlicher Form arbeitet der Pfarrgemeinderat, der durch Mitchristen in Ausschüssen unterstützt wird. Von Anfang an hat der PGR im Rahmen seiner Schwerpunktsetzung Sach- und Themenausschüsse (Profil/Liturgie/Öffentlichkeitsarbeit/Jugendpastoral/Caritas/Ökumene) installiert, wobei auf Ortsausschüsse bewusst verzichtet wurde. An den Ausschüssen nehmen Mitglieder aller ehemaligen Pfarreien bunt gemischt teil. Die Tätigkeit reicht bis hin zur Vorbereitung ortsgebundener Pfarr- und Patronatsfeste. Die Anliegen und Aktionen der verschiedenen anderen, zum Teil selbständigen Gemeindegruppen und Initiativen vernetzen sich entsprechend mit dem Pfarrbüro, dem Pastoralteam und dem PGR. Entscheidungen über neue Initiativen fallen

unbürokratisch und werden auf den jeweils nächsten offiziellen Sitzungen miteinander vernetzt und begleitet.

Ein weiterer positiver Aspekt ist: Das konzentrierte Arbeiten mit nur zwei Gremien ist entspannend und produktiv.

Der große Gewinn für das Pastoralteam und die Gemeindemitglieder insgesamt ist aber der Faktor Zeit: mehr Zeit für den einzelnen Menschen und die Gemeindegruppen, für die Vorbereitung geistlicher Themenabende, Vorträge und Predigten, für theologische Bildung und theologischen Austausch, für sich selbst und Zeit für weitere innovative Projekte in der Pastoral. Die neue Pfarrei entwickelte sich in einem geistlichen Prozess zu einem neuen Lebensraum, in dem sich Menschen begegnen, einander zuwenden, sich füreinander und für andere einsetzen, gemeinsam Liturgie feiern, sich in ihrem Glauben stärken und diesen nach noch außen tragen.

Dazu kam noch eine andere, froh machende Erkenntnis, die wir schon in Bezug auf vorherige Zusammenlegungen und Änderungen feststellten: Es gab keinen Rückgang oder Rückzug des ehrenamtlichen Engagements, sondern die gegenseitige Stärkung, Ergänzung und Bereicherung steckten andere neue an.

Nicht nur bedenken, sondern etwas wagen ...

Auf dem Weg zu einer Pfarrei gab es allerdings und naturgemäß nicht nur engagierte und überzeugte Mitchristen. Es gab auch Widerstände, Ablehnung und Verweigerung. Kritische Stimmen, die absolut dagegen waren, sich sperrten und nichts anderes zu tun hatten, als zu prophezeien, dass alles kaputt geht. Und jeder musste sich in diesem Prozess zu einem Zeitpunkt ehrlich der Frage stellen: „Mache ich weiter mit oder gehe ich?“ Diese Entscheidung kann man niemanden abnehmen. Man kann sich nur von dem Gedanken verabschieden, zu mei-

nen, man könne jeden behalten und mitnehmen. Gerade in der heißen Phase der klaren Entscheidungen in den Jahren 1998 und 1999 hätten viele einen Menschen, der mit der Aussage aufgetreten wäre: „2001 seid ihr eine Pfarrei!“, als Träumer betitelt. Doch die Entwicklung zu einer Pfarrei hatte längst ihre eigene Dynamik entwickelt und war nicht mehr aufzuhalten.

In den ersten Jahren nach der Fusion beruhte sich die Lage und wir begannen Kriterien anzudenken, wie wir zukünftig die vielen Kirchen und Gebäude bei abnehmender Finanzkraft und steigenden Unterhaltungskosten erhalten und bezahlen können, ohne dafür die Gelder verwenden zu müssen, die eigentlich für die Seelsorge bestimmt sind. In diesem Kontext wurde durchaus überlegt, welche der vier Pfarrheime aufgrund der pastoralen Schwerpunkte unbedingt erhalten bleiben müssen und auf welche wir verzichten können. Wir wollten die Voraussetzung schaffen, damit ein nachfolgender PGR und KV leichter entscheiden kann. Das Sparprogramm „Zukunft heute“ des Bistums im Jahr 2004 holte uns aus der Traumwerkstatt in die Wirklichkeit zurück und wir mussten die Entscheidung über Erhalt und Abbau von Pfarrheimflächen, Personal und Kindergartengruppen selbst umsetzen. Durch einen glücklichen Zufall konnten wir eine Kirche samt Pfarrhaus und Pfarrheim an die Serbisch-Orthodoxe Christengemeinde verpachten. Die weiteren Entscheidungen über Schließung, Veräußerung oder Umwidmung von Pfarrheimen und die Abgabe zweier Kindertagesstätten fielen uns zwar nicht leicht, ließen sich aber aufgrund der eigenen inhaltlichen Schwerpunkte und Akzente ohne größere Aufstände und Streitigkeiten unspektakulär vollziehen. Unerlässlich blieb auch hier – wie bei vielen Entscheidungen – der Mut, zu sagen: Wir wollen nicht nur bedenken oder gar lamentieren, sondern etwas wagen.

Viele Gemeinden stehen jetzt vor der Entscheidung, wie sie zukünftig zusammenarbeiten wollen. Wir in St. Maximilian Kolbe in Köln-Porz sind den Weg der Fusion gegangen, der sich für uns geradezu orga-

nisch ergeben hat. Auch wenn sich zudem die geographischen Voraussetzungen in diesem dicht besiedelten Gebiet als günstig erwiesen haben, ändert dies doch nichts an den inhaltlichen Überlegungen und Schwerpunkten, die für den Weg der Fusion entscheidend waren.

So kommt es jetzt im Sinne einer Praxisentwicklung vor Ort darauf an, dass die verschiedenen und bisweilen disparaten Selbstverständnisse der einzelnen Beteiligten in einem kommunikativen Suchprozess zu einem gemeinsamen Leitbild zusammenfinden. Daraus erwachsen eine gemeinsame Identität und Identifikation, die die Überzeugung der Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns im gemeinsamen Unternehmen stärkt, immer wieder neue Motivation weckt und Attraktivität nach außen abstrahlt. Konkret geschieht dies im Zuhören, im Miteinandersprechen und im Voneinanderlernen, aber auch in der brüderlichen Zurechtweisung, die aus dem Geist des Evangeliums lebt, und schließlich aus der Kraft des Gebetes.

„Erschreckt nicht! Denn siehe, ich verkünde euch...“ (Lk 2,10*)

Spirituelle und sozioethische Herausforderungen der lukanischen Kindheitsgeschichte¹

Disidentifikation – ein Praxistext

Wer sind die Reichen der Erde?

Wer sind die Einflussreichen in Wirtschaft und Politik?

– Die Teilnehmer(innen) von Besinnungstagen zur Theologie des Lukasevangeliums, Frauen und Männer von 50 Jahren und älter aus verschiedenen Gemeinden im Bistum Aachen, konnten schnell Namen zusammentragen: Bill Gates, die Brüder Albrecht, J.K. Rowling, z.B. auf die erste, George W. Bush, Angela Merkel, den Vorstandsvorsitzenden des Nestle-Konzerns u.a. auf die zweite Frage. Ähnlich spontan konnten sie Personen(gruppen) nennen, die zu den Armen bzw. zu den Einflusslosen gehören: Obdachlose, Hartz IV- und Sozialhilfeempfänger(innen), Billigarbeiter(innen) in Asien, Afrika und Lateinamerika. Die Listen sind hinreichend vertraut und lassen sich problemlos verlängern.

Was geschieht, trägt man die Genannten in den Text des Magnifikats (Lk 1,46–55) ein?

„... er stürzt George W. Bush, Angela Merkel, den Vorstandsvorsitzenden des Nestle-Konzerns... (= die Mächtigen) vom Thron und erhöht die Billigarbeiter(innen), die Einflusslosen, die Behinderten (= die Niedrigen).

Die Hungernden, Obdachlosen, die Hartz IV- und Sozialhilfeempfänger(innen) be-

schenkt er mit seinen Gaben, und lässt Bill Gates, die Brüder Albrecht, J.K. Rowlings... (= die Reichen) leer ausgehn“ (nach Lk 1,52–53).²

Zunächst war es nur überraschend und irritierend, den aus adventlichen Gottesdiensten und aus dem Ritus des kirchlichen Vespergebets so vertrauten Text dergestalt verheutigt zu lesen und zu hören. Dann regte sich Widerstand: So könne das im Evangelium nicht gemeint sein! Die Reichen täten doch auch viel Gutes, viele Einflussreiche würden sich sehr für die Menschen engagieren! Und die Armen und Einflusslosen seien doch i.d.R. gar nicht in der Lage, sinnvoll Leitungs- und Gemeinwesenverantwortung zu übernehmen. Was war passiert?

Zum einen lasen und verstanden die Teilnehmenden den Text offensichtlich als Außenstehende, als Nicht-Betroffene, aus der Distanz heraus. Sie zählten sich weder zu den Reichen / Einflussreichen, noch zu den Armen / Einflusslosen, d.h. sie nahmen sich selbst nicht als die spirituell und praktisch primär Angesprochenen wahr. Zum zweiten empfanden sie das Gelesene und damit Gottes Verheißung, über die Maria im Magnifikat „jubelt“ (Lk 1,47), als ungerecht, weil undifferenziert, und als unrealistisch. Sie, von denen sich etliche für Benachteiligte engagieren, finanziell und mit ihrer Zeit, wehrten sich innerlich gegen die grundlegenden strukturellen Ziele des Magnifikats.

Mit einer so drastischen Distanzierung gegenüber diesem kirchlich-spirituellen Basistext hatte ich nicht gerechnet. Wird tatsächlich im Stundengebet etwas gebetet, das engagierte Christ(inn)en inhaltlich ablehnen?

Identifikation

Dabei hatte gerade ein politisches Verständnis des Magnifikat in den 70er- und 80er-Jahren in Lateinamerika wie auch in Europa breite Zustimmung erfahren, und der Lobpreis Mariens war zu einem Kerntext der

Befreiungstheologie³ geworden. Die einen durch Identifikation, die anderen durch Solidarisierung fanden hierin Gottes Zusage für sich selbst und für eine gerechtere Welt.

Beispielhaft möchte ich dafür auf ein Schriftgespräch über das Magnifikat verweisen, das formal dem obigen Praxistest vergleichbar ist. Der nicaraguanische Priesterschriftsteller Ernesto Cardenal hat es in einem Sonntagsgottesdienst seiner Gemeinde in Solentiname moderiert⁴, einer Gemeinde, die vorwiegend von Campesinos und Fischern gebildet wurde.

Bei diesem Schriftgespräch identifizierten sich die Gottesdienstteilnehmer(innen) aufgrund ihrer politisch-ökonomischen Situation explizit mit den Armen, manche Frauen unter ihnen auch mit der schwangeren Maria, und die Reichen und Mächtigen verkörperten im Drama der realen gesellschaftlichen Zusammenhänge ihrer Zeit das unterdrückende und ausbeuterische Gegenüber. „– Und was würden sie in Nicaragua sagen, wenn sie uns hier in Solentiname hörten? Mehrere: – Wir wären Kommunisten.“⁵ –

Offensichtlich liegen zwischen den beiden skizzierten Erfahrungen mit dem Magnifikat Welten: zeitliche, geographische, sprachliche, politische...; vor allem aber ökonomische Welten – und die Welt der lukanischen Theologie.

Identifikation mit den Reichen, Solidarität mit den Armen

„Vorgeschichten“⁶ nennt Jakob Kremer in seinem Lukaskommentar die lukanischen Kindheitsgeschichten Lk 1–2. Sie sind ureigene Komposition des Lukasevangelisten, sie geben eine Vorstellung von dem Heil, das Gott in Jesus Christus und durch ihn weltwirklich werden lässt, und sie skizzieren so das Programm des Doppelwerkes Lukas-evangelium und Apostelgeschichte:

Während Zacharias, Repräsentant des Stammes Levi im priesterlichen Dienst, angesichts der späten Nachkommenverheißung ungläubige Rückfragen stellt und daraufhin vom Engel zum temporären Schweigen ver-

urteilt wird (Lk 1,18–23), und während Josef, Nachfahre der königlichen Familie Davids, als Verlobter und Ehemann Marias⁷ nicht einmal zu Wort kommt, preisen die mit neuem Leben Schwangeren: Elisabeth und Maria (Lk 1,39–56), und die visionären Alten: Simeon und Hannah (Lk 2,21–40) Gottes Eingreifen.⁸ Das Lob Elisabeths und Marias geschieht buchstäblich aus dem Bauch heraus; sie sagen aus, womit sie – Gott sei Dank – schwanger gehen, welche „gute Hoffnung“ sie sind. Im Magnifikat ist die ganze Heilsbotschaft enthalten – anfanghaft wie das neue Leben in den ersten Schwangerschaftswochen. Die wichtigsten Linien werden prägnant⁹ aufgezeigt, noch undifferenziert und doch mit eindeutigen Konturen.¹⁰ In Maria verbindet sich „die Niedrigkeit“ (Lk 1,48) und damit Zugehörigkeit zu denen, welchen Gott aufhelfen wird¹¹, mit ihrer levitisch-priesterlichen Abstammung (Lk 1,36) und der Hineinnahme durch Verlobung/Heirat in das königlich-davidische Geschlecht (Lk 2,4–5). So repräsentiert sie als einzelne und darin zugleich als Niedrige das Volk Israel als Ganzes. Jeder/jedem im Volk Israel wird somit Verortung und Identifikationsmöglichkeit eröffnet.

Doch der Horizont dieser Botschaft reicht weit über Israel hinaus, er umspannt die ganze (damals bekannte) Welt: „Die Verknüpfung der Anfänge Jesu mit einem Erlass des Kaisers Augustus stellt zugleich eine Beziehung zum Imperium Romanum und zur gesamten Ökumene her.“¹² Diesen weltweiten Blick eröffnet die Geburtsgeschichte Lk 2,1–21¹³ unmittelbar in ihrem ersten Vers: „In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen.“ Auffallend ist, dass der Kaiser nicht mit seinem Namen – Oktavian – genannt wird, sondern nur mit dem seine Göttlichkeit erinnernden Herrschertitel.¹⁴ Diesem werden im Zentralsatz der konsequent strukturierten Perikope Lk 2,11 die Titel des göttlichen Kindes gegenübergestellt: Sotir, Christus, Kyrios: „Geboren wurde euch heute ein Retter, der ist (der) Christos, (der) Herr, in (der) Stadt

Dauids.“¹⁵ Jedoch ist die Bewegungsdynamik genau umgekehrt: Wird in Augustus der ungenannte Mensch durch Menschen ins Göttliche erhoben, so gibt sich der Unausprechliche¹⁶ aus sich heraus ganz in die Menschlichkeit hinein, in eine Bewegung von oben nach unten, Leben werdend in einem Kind mit einem konkreten irdischen Namen: „Als acht Tage vorüber waren und das Kind beschnitten werden sollte, gab man ihm den Namen Jesus, den der Engel genannt hatte, noch ehe das Kind im Schoß seiner Mutter empfangen wurde“ (Lk 2,21).

So die Botschaft. – Was lässt sich sagen über den Lukas genannten Autor dieser Zeilen, über seine ökonomische und soziale Herkunft, über seine Betroffenheit und Identifikationen? Eine Antwort auf diese Fragen ist dadurch erschwert, dass er vollständig hinter seine Schriften zurücktritt; bei ihm, der so differenziert mit der Nennung von Namen umgeht, ist selbst die Namenszuordnung bis heute ungesichert.¹⁷ Sein Werk allerdings weist ihn aus als einen gebildeten, schriftstellerisch begabten Menschen, der in der hellenistischen Kultur ebenso zu Hause ist wie in der jüdischen Frömmigkeit und der jüdischen Bibel in der griechischen Übersetzung der Septuaginta. Möglicherweise war er ein Proselyt, also heidnischer Herkunft, der später Anhänger des (neuen) Weges (Apg 9,2) wurde. Wahrscheinlich hat er sein Werk in Antiochia abgefasst, wo nach Apg 11,26 „die Jünger zum ersten Mal Christen (genannt)“ wurden. Er wendet sich werbend nicht nur aber insbesondere an Menschen seines Milieus. Die „... direkten Adressaten des Lukas sind offenbar Christen, ehemaligen Heiden und Diasporajuden, in hellenistisch geprägten Großstadtgemeinden. (...) Der literarische Anspruch (Lk 1,1–4) und die weltmännische Art der Darstellung in manchen Szenen (z.B. Apg 25,13–26,32) zeigen neben der großen Bedeutung der Reichtumsproblematik, dass Lukas dabei vor allem die Schicht der Gebildeten, der Hohen und Mächtigen im Auge hat“¹⁸: Lukas weiß sich also (1.) denen zugehörig, die Besitz, Ein-

fluss und Reflexionsmöglichkeiten über die politische und makroökonomischen Zusammenhänge haben, er begreift sich (2.) als jemand, der seine finanzielle und strukturelle Verantwortung für die Situation der Armen erkannt hat, mit denen er sich (3.) durch seinen Nähe bzw. Zugehörigkeit zu den Juden als Volk des Gottes Jesu Christi zugleich identifiziert. Seine Vision ist die einer Gesellschaft, in der nach dem Vorbild familiärer Haus-Kirchen (s. Apg 2,43–47) „am Tisch Jesu alle auf Augenhöhe sitzen“ (Wilhelm Bruners)¹⁹.

Wider-Spruch

Es war zu erwarten, dass diese Vision – trotz und ungeachtet des Siegeszuges, den das Christentum in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung im römischen Reich antrat –, dass die Botschaft Jesu von der Gottesherrschaft, die Lukas ja letztlich „nur“ für die Ökumene seiner Zeit entfaltet, auf Widerspruch stieß. Lukas nimmt diesen Widerstand wahr und reflektiert ihn durch Auswahl, Positionierung und Gewichtung einschlägiger Jesusworte. So ist es wie ein Paukenschlag, wenn er den Seligpreisungen (Lk 6,20–23) unmissverständlich konkret die Weherufe (Lk 6,24–26) gegenüberstellt²⁰ und damit das ökonomische Auseinanderklaffen innerhalb der (israelitischen) Gesellschaft als den Skandal anprangert, der er ist. „Gott oder Mammon“ (Lk 16,13) lautet die Zuspitzung, mit der er die Mammonvergötzung²¹ führender religiös (Lk 16,14) und ökonomisch einflussreicher Kreise angreift, die wie der Mann in Lk 12,13–21 ihre marktpolitische Stellung individuell und strukturell gewinnmaximierend ausnutzen durch Verknappung und damit Verteuerung für breite Schichten notwendigen Saatgutes und notwendiger Lebensmittel²².

Hoffnungslos?

Wer hört und liest diese unmissverständliche biblische Botschaft heute noch? (Wie)

Kann sie über den „garstig breiten Graben“ zwischen Gesellschaft und Ökonomie damals zu heute transponiert werden?²³

Der Eindruck, den der eingangs beschriebene, heuristisch konzipierte Praxistest vermittelt, bestätigt und verstärkt sich durch die breit angelegte Milieustudie des Instituts Sinus Sociovision in Heidelberg²⁴, die bei den Offiziellen der katholischen Kirche in Deutschland für nicht geringe Aufregung gesorgt hat. Sie offenbart nicht nur, dass die katholische Kirche in Deutschland trotz gesamtgesellschaftlich höchstem Bekanntheitsgrad außerhalb der traditionellen Milieus kaum noch wahrgenommen wird (11) und dass sie selbst diesen als „allzu rückständig (erscheint) und ... aufpassen (muss), vom traditionellen Segment nicht abgehängt zu werden“ (13). Sie zeigt darüber hinaus, dass die Themen und die Spiritualität des konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung weitestgehend verdrängt worden sind zugunsten von die soziale Ordnung einschließlich der eigenen Hierarchien und Ansprüche stabilisierenden Zielen wie auch von betriebswirtschaftlichen Prioritäten. Die Überzeugung „Christentum (ist)... Fundament unserer Zivilisation und unseres Wertesystems; ohne dieses Fundament würde die soziale Ordnung und Orientierung zusammenbrechen“ (147) findet breite Anerkennung weit über das Milieu der so genannten „Konservativen“ hinaus bis in ökonomische und gesellschaftliche Führungsschichten.

Magnifikat und „Weihnachtsgeschichte“ dienen dabei den kirchlich Gebundenen nahezu ausschließlich als rein formale Grundbausteine liturgischer und gesellschaftlich-familialer Rituale, deren inhaltlicher Brisanz durch Nichtbeachtung aus dem Weg gegangen wird. Wohl gibt es eine hohe Spendenbereitschaft für Not und Elendsituationen weltweit, quer durch die Milieus und Konfessionen hindurch; ihr haftet jedoch aufgrund der aufgezeigten Defizite der grundsätzliche Makel des „Almosen statt Strukturveränderung“ an.²⁵

Hoffnungsvoll?

Eine beachtenswerte Ausnahme bildet hinsichtlich unserer Thematik in der Beschreibung der Sinus-Milieustudie das Milieu der „Postmateriellen“²⁶ Ihm gehören knapp 10% der deutschen Bevölkerung an. Der Anteil der Katholiken in diesem Milieu beträgt ca. 36%²⁷ (die jedoch nur teilweise kirchlich gebunden sind). Innerhalb des Milieus gibt es auffällige Nähe mit der lukanischen Programmatik: „Leitmotiv: Aufklärung, Ganzheitlichkeit, Gerechtigkeit und Selbst-Entwicklung“ (57); „Sympathie für auf 'dem Weg sein“ (68); „Politische Utopie von sozialer Gerechtigkeit und echter Ökologie; weltweit das Ende von Armut, Hunger, Kinderarbeit u.a.; das Ende des Wirtschafts-imperialismus“ (66), fassen die Autor(inn)en der Studie zusammen. Die kirchlich Beheimateten gehören nicht selten zum „Kern der sozialen Bewegung 'Kirche von unten“ (77). So findet sich bei „Katholiken: Ausgeprägtes Bedürfnis, die Botschaft Jesu für sich selbst, aber auch für die Kirche wieder neu (zu) entdecken, auf die Kernbotschaft fokussieren, sie von amts- und volkswirtschaftlichen Argumenten entschlacken; historisch-kritische Auseinandersetzung mit der Bibel; Interesse für verschiedene Lesarten und Deutungen“ (75). Die zugehörigen demografischen Daten weisen die „Postmateriellen“ als ein Milieu aus, das deutliche Affinitäten mit dem des Lukasevangelisten erkennen lässt: „Hohe bis höchste Formalbildung“, „häufig pädagogische, wissenschaftliche, soziale und medizinische Berufe“, „gehobenes Einkommensniveau“ (55). Bei ihnen scheint somit geradezu lukanisches Potential zu stecken, das seine Grundlegung jedoch im Unterschied zur kirchlichen Aufbruch- und Expansionsphase der ersten nachchristlichen Jahrhunderte heute mehrheitlich der (philosophischen) Auseinandersetzung mit humanistischen und aufklärerischen Ideen verdankt (67) und nicht Bibel und Kirche (77–80)²⁸.

Die Gemeinschaft des (neuen) Weges (Apg 9,2)

Die Chancen eines Neuaufbruchs im Sinne der weltumspannend gedachten Programmatik Jesu Christi, wie der Lukasevangelist sie beschreibt, liegen also – was die bundesdeutsche Gesellschaft betrifft – nahezu ausschließlich in diesem Milieu. Für die breite Mehrheit der Katholik(inn)en, mutmaßlich inklusive der Verantwortlichen in den Kirchenleitungen²⁹, dürfte der eingangs beschriebene Praxistest typisch sein: die Wahrnehmung der Notwendigkeit, dem schreienden sozialen, ökonomischen und ökologischen Unrecht entgegenzuwirken, wie sie im Magnifikat formuliert ist, wird unterdrückt durch das Festhalten an den bestehenden Grundordnungen und umgelenkt in Spenden und soziale Engagements, die die Frage unabdingbarer Strukturveränderungen weitestmöglich ausblenden. Im Milieu der „Postmateriellen“ hingegen „(sieht) man sich als Vordenker und kritischer Begleiter des sozialen Wandels der Moderne und Postmoderne; hat (man) eine normative Utopie vom aufgeklärten Individuum mit ganzheitlichem Lebensentwurf in einer von Ideologien, überkommenen Strukturen und Populismen emanzipierten Gesellschaft“ (67); – damit überschreitet dieses Milieu historisch und weltanschaulich die Affinität zum ideologischen Kommunismus, wie er in den Auseinandersetzungen mit und innerhalb der Theologie der Befreiung noch eine Rolle spielte.

De facto bildet sich die Avantgarde aus jener Teilgruppe innerhalb der „Postmateriellen“, die ihre intellektuelle und materielle Ausgangssituation ähnlich dem Lukasevangelisten als Chance und Auftrag versteht, sich unter Einbringen dieser Potentiale auf Augenhöhe mit Vordenker(inne)n weltweit zu verbünden und – im Wissen um fundamentale Gleich-Berechtigung – exemplarisches Tun wie auch Netzwerkarbeiten betreibt.³⁰ Zu diesem weltweiten Netzwerk gehören somit auch kirchliche Personen und Institutionen, doch reicht diese „Gemeinschaft des neuen Weges“ weit über die ver-

fasste Kirche hinaus. Aber ist sie deshalb weniger kyriaké (= dem Herrn gehörig)?

Anmerkungen:

- ¹ Geringfügig überarbeitete Fassung eines Artikels aus: Beck, Christian, Fischer, Wolfgang (Hg.): Damit alle leben können. Plädoyers für eine menschenfreundliche Ethik. Festschrift für Johannes Hoffmann zum 70. Geburtstag. Reihe: Factibilitas. Schriften zur Sozialethik und Sozialphilosophie. Bd.1. Erkelenz (Altius Verlag) 2007. 19–27. Abdruck mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.
- ² Diese und nachfolgende biblische Texte werden, wenn nicht anders vermerkt, nach der Einheitsübersetzung zitiert.
- ³ S. zum Kontext: Giancarlo Collet: Art. Befreiungstheologie. I. Historische, geographische u. politische Wurzeln, in: LThK3, durchgesehene Sonderausgabe 2006, Bd.2, Sp. 130–134.
- ⁴ Ernesto Cardenal: Das Evangelium der Bauern von Solentiname. Gespräche über das Leben Jesu in Lateinamerika. Bd. 1. Wuppertal 41979; Bd. 2: Bis zu Tod und Auferstehung, Wuppertal 1978. – Die Gemeinschaft entstand Ende 1966 und wurde Ende der 70er Jahre von den Truppen Somozas zerstört. S. dazu ausführlich: Ernesto Cardenal: Die Jahre in Solentiname. Erinnerungen Bd. 2. Wuppertal 2002.
- ⁵ Cardenal: Evangelium Bd. 1, 32–33. Das Schriftgespräch über Lk 1,46–55 insgesamt: ebd. 29–33.
- ⁶ Jakob Kremer: Lukasevangelium. Die Neue Echter Bibel. Kommentar zum Neuen Testament mit der Einheitsübersetzung, Bd. 3. Würzburg 21992, 8.
- ⁷ Zur juristischen Qualität des jüdischen Ehevertrags („Verlobung“) vor der Hochzeit s. Kremer: Lukasevangelium. Kommentar zu Lk 1,26f.
- ⁸ Das zentral in Lk 1–2 positionierte „Benediktus“, der Lobgesang des Zacharias (Lk 1,68–79), als dessen erste Worte nach Aufhebung des Schweigens, dokumentiert das Bekehrungspotential des Geistes Gottes und die Hoffnung auf Umkehrbereitschaft und -willigkeit auch unter den Etablierten.
- ⁹ Von „prägnans“ – schwanger“: dieses in die deutsche Sprache aufgenommene Wort für „kurz, treffend, gehaltvoll“ (s.: Richard Kienle von: Fremdwörterlexikon, München o.J.) entspricht eindrücklich der lukanischen Bildsprache in Lk 1,41–55.

- ¹⁰ René Krüger: Gott oder Mammon. Wirtschaftstexte im Lukasevangelium, in: BuK 62. Jg. (2007), 22–29; hier 23.
- ¹¹ Explizit gemeint sind im Magnifikat neben den Frauen, die in der damaligen Gesellschaft qua Geschlecht geringer geschätzt wurden als die Männer, die Armen, die Hungernden, die ökonomisch Benachteiligten und Ausgegrenzten. S. auch Kremer: Lukasevangelium und Gerhard Schneider: Das Evangelium nach Lukas. ÖTK 3/1. Gütersloh 1977: Kommentare zu Lk 1,48 i.V.m. Lk 1,51.
- ¹² Walter Radl: Das Evangelium nach Lukas. Kommentar, Bd. 1. Freiburg i.Br. 2003, zur Stelle.
- ¹³ Zur Einbeziehung von V 21 in die Geburtsgeschichte argumentiert schlüssig Radl, Lukas, 103 und zur Stelle.
- ¹⁴ Der Titel wurde Augustus von „Senat und Volk von Rom 27 v. Chr.“ als Ehrenname verliehen und lautet vollständig: „Imperator Caesar Divi filius Augustus“. Wilfried Eckey: Das Lukasevangelium. Unter Berücksichtigung seiner Parallelen, Bd.1. Neukirchen-Vluyn 2004, zur Stelle.
- ¹⁵ Übersetzung: Münchener Neues Testament. Studienausgabe. Düsseldorf 51998.
- ¹⁶ S. dazu die Erläuterungen von Marie-Theres Wacker zum „Anliegen der ‚Bibel in gerechter Sprache‘ ..., ein neues Gespür im Umgang mit dem Namen Gottes zu wecken“. Marie-Theres Wacker: Die „Bibel in gerechter Sprache“. Vorstellung und Würdigung eines Projekts, in: BuK 62. Jg. (2007), 54–59; Zitat 58.
- ¹⁷ Gewichtige Argumente sprechen sowohl gegen eine Identifikation mit dem „Arzt Lukas“ (Kol 4,14) als auch gegen die Annahme, es handle sich um einen Begleiter des Paulus. S. zur Diskussion Radl, Lukas, 4–6.
- ¹⁸ Radl, Lukas, 8.
- ¹⁹ Mündlich in einer Diskussion mit dem Autor.
- ²⁰ Lk 6,24–25: „Aber weh euch, die ihr reich seid... Weh euch, die ihr jetzt satt seid...“
- ²¹ S. dazu Krüger: Gott oder Mammon. 26–27.
- ²² „Die Planung des Reichen ist nicht etwa neutral, sondern besteht in einem präzise bestimmbareren Delikt: Er zieht Getreide aus dem Verkehr, bewirkt dadurch Knappheit, Teuerung und Hunger, was ihm dann durch steigende Getreidepreise größeren Profit einbringt. Diese kritische Sicht der durch die Reichen durchgeführten Manipulation greift viel weiter als eventuelle weisheitliche Warnungen vor der Torheit eines auf Reichtum gegründeten Lebens. Der Text hält die soziale Funktion der Güter fest.“ (Krüger: Gott oder Mammon. 24). S. auch Lk 16,1–7.19–31 sowie die Begebenheit mit dem führenden (!) reichen Mann Lk 18,18–27. Zur Thematik s. Claus Lücker: Zinsverbot und Schuldenerlaß. Eine bibeltheologisch-sozialgeschichtliche Studie zur Frage nach ethischen Kriterien für Kapitalanlagen kirchlich-institutioneller Anleger in Deutschland. Frankfurt a.M. 1999, 227–238.
- ²³ S. Michael Schramm: Das gelobte Land der Bibel und der moderne Kapitalismus. Vom „garstig breiten Graben“ zur „regulativen Idee“, in: BuK 62. Jg. (2007), 37–41.
- ²⁴ Carsten Wippermann/Isabel de Magalhaes: Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005. Eine qualitative Studie des Instituts Sinus Sociovision zur Unterstützung der publizistischen und pastoralen Arbeit der Katholischen Kirche in Deutschland. München-Heidelberg. – Nachfolgende Seitenzahlen beziehen sich auf diese Studie.
- ²⁵ S. dazu Burkhard Hose: Kirche der Reichen? Ein neutestamentlicher Denkanstoß, in: BuK 62. Jg. (2007), 42–45.
- ²⁶ Das Milieu der „Postmateriellen“ zeigt – wie alle anderen Milieus – Überschneidungen mit den Nachbarmilieus auf, d.h. impliziert gewissermaßen kleinere Teile dieser Milieus. Bei den „Postmateriellen“ sind es die Milieus „Bürgerliche Mitte“, „Etablierte“, „Moderne Performer“ und „Experimentalisten“. S. die Grafik Magalhaes Wippermann: Zielgruppenhandbuch 6.
- ²⁷ Basis: Verbraucheranalyse 2003 von Sinus Sociovision.
- ²⁸ S. hierzu auch die Diskussion in Richard Rorty/Gianni Vattimo: Die Zukunft der Religion. Herausgegeben von Zabala Santiago, Frankfurt a.M. 2006, sowie Gianni Vattimo: Glauben – Philosophieren. Stuttgart 1997.
- ²⁹ Hierzu bietet die Studie zu den Sinus-Milieus leider nur sehr allgemeine Daten.
- ³⁰ S. diesbzgl. das neue Buch von Shiva Vandana: Erd-Demokratie. Alternativen zur neoliberalen Globalisierung. Zürich 2006.

Vor dem Jordan

Eine kleine Ikonographie des kirchlichen Aufbruchs

In der Wüste

Wo wir zur Zeit im gefühlten und erfahrenen Umbruch stehen und wie dieser Umbruch zu deuten ist, das ist die Kernfrage aktueller pastoraler Wahrnehmung. Und diese Wahrnehmung bestimmt sich durch ein Koordinatennetz verschiedenster Perspektiven und ihrer Bewertung. Wie ist der Weg, den wir bis in die heutige Umbruchsituation gegangen sind, zu bewerten? Ist die Umbruchgeschichte eine Verfallsgeschichte – und zerfällt hier eine normative Grundstruktur des Christlichen oder nur eine begrenzte zeitlich gegründete Gestaltwerdung dieses Grundgefüges? Das ist vorderhand eine theologische Frage, aber folgt man den pastoraltheologischen Diskussionen der Fachleute¹, wird auch immer deutlich, dass sich theologische Fragen untrennbar mit existenziell prägenden Vorerfahrungen verknüpfen.

Dort, wo die gewachsene Gestalt der Kirche aufgrund der eigenen Vorerfahrung als normativ gilt, ist die derzeitige Übergangskrise zu beheben, indem Versuche unternommen werden, das System zu restabilisieren: pastoralplanerisch strukturierte „größere pastorale Räume“ oder andere Zugangsvoraussetzungen zum kirchlichen Amt sollen dem dienen. Bei alledem bleibt es bei einer volksgemeinlich geprägten Gemeintheologie, bleibt es bei einer Überlastung der hauptberuflichen Mitarbeiter und vor allem der weniger werdenden Priester, die dann – aufgrund ihrer Charismen – in die Trias „Manager – Seelsorger – Missionar“ aufgeteilt werden. Befriedigen kann dies nicht, zumal hier deutlich der bestandswahrerische Aspekt durchschlägt.

Unsere These aber zielt auf einen echten Paradigmenwechsel des ekklesialen Ge-

samtgefüges, der zunächst einmal sich jeder Bewertung von „besser“ oder „schlechter“, „neu“ oder „alt“ enthält, sondern am ehesten noch ein Diktum aufgreift, das in der Diskussion um die „small christian communities“ in Asien leitend geworden ist. Dort spricht man von „a new way of being church“ – im deutschen Sprachraum gewöhnlich übersetzt: „auf eine neue Art Kirche sein“: dass diese Übersetzung kränkend ist, braucht nicht eigens benannt zu werden. Aber gut gemeinte und wörtlich richtige Übersetzungen können auch ganz falsch sein. Denn es geht hier um einen biblischen Bezug, näher hin um Apostelgeschichte 9,2, wo von den „Anhängern des neuen Weges“ die Rede ist. Die biblische Referenz weist also auf ein Bemühen hin, Kirchesein von ihrem Ursprung her zu fassen – eine Aufgabe, die jedes zeitlich gebundene Gesamtgefüge des Kircheseins zu seiner Zeit je neu einholen muss, und wir also heute auch.

Damit ist neben der Würdigung dessen, was gewachsen und weiterhin für viele Christen begleitend und erfüllend ist, auch die Freiheit zu einer Zukunft gegeben, die als verheißenes Geschenk Gottes sich in die umbrechende kirchliche Gegenwart hinein spielt. Deswegen wähle ich die Metapher der Kirche, die über den Jordan geht²: in der bewussten Ambivalenz des Titels steckt eben nicht nur die Sorge um den Abbruch, sondern die Erwartung des Aufbruchs. Denn auf der einen Seite könnte die kirchliche Gegenwart als eine unendliche Mängelliste gelesen werden, der ein ständiges unbefriedigtes und unzufriedenes Murren entspricht – eine Minusekklesiologie, eine Minuspraxis eben, die gekennzeichnet ist von einer pastoralen Rastlosigkeit und Ratlosigkeit, von kaum mehr zu überbietenden Aktivismus, und von einem Methodenoptimismus, der letztlich nicht in die Tiefe geht, sondern bestandswahrerisch zu retten versucht, was zu retten ist. Doch die Zementierung der bestehenden Verhältnisse, die im Ruf nach mehr Institution – pastorale Mitarbeiter, Geld, kategorialer Seelsorge – deutlich wird, führt zu einer fortwährenden Binnendiskussion, die

sich letztlich in einem immer schnelleren Kreisen um sich selbst erschöpft: die *ecclesia semper reformanda* wird so zu einer *ecclesia incurvata in seipsum*. Problematisch ist dies vor allem auch deswegen, weil damit die Kirche, und zwar in ihrer historisch kontingenten Gestalt, zum bestimmenden Mittelpunkt des Denkens wird. Das wiederum ist theologisch bedenklich, gerade dann, wenn es doch um das Reich Gottes gehen soll, für das die Kirche als Sakrament einsteht. Sie ist also gerade nicht der Mittelpunkt, sondern „Mittel und Werkzeug“, wie Lumen Gentium 1 nachdrücklich einschärft.

In dieser kreisenden Bewegung des Ekklesiozentrismus offenbart sich also die eigentliche Krise: es ist eine Krise der Gotteserfahrung. Denn wer ist eigentlich das agierende Subjekt im Prozess der *ecclesia semper reformanda*, wenn nicht jener Gott, der sie zu erhalten (und mithin auch zu gestalten) verheißt hat? Ist der Verlust an visionärer Kraft und die Lust an revisionärer Gestaltung vielleicht darin begründet, dass wir Gott nicht zutrauen, uns in das verheißene Land seiner Zukunft zu führen? Hat hier nicht auch der Machbarkeitsgedanke ein zu hohes Gewicht? Geht es nicht darum, aus einer spirituellen Erfahrung seiner Nähe ihm zu vertrauen und seine Zukunftsperspektive entgegenezunehmen.

Es ist in unserer Kirche zurzeit zu leicht, eine solche Rede als „spirituelle Soße“ abzutun. Wir sind es offenbar nicht gewohnt, die Geschichte unserer Wirklichkeit als Gottes Weg mit uns zu lesen. Denn darin bestand die Herausforderung des Volkes Gottes, vor allem, wenn sich Veränderung einstellte: hinzuschauen, welchen Weg Gott ihnen zeigte, wegzuschauen von den gewohnten Fleischtopfen, aufzubrechen in das Land der Verheißung.

All dies ist nicht leicht und selbstverständlich, und hat mit einem Verständnis von Spiritualität zu tun, dass es neuerdings zu erringen gilt. Denn nicht nur mit jedem einzelnen Christen will Gott seinen Weg gehen, sondern auch mit der Gemeinschaft. Es braucht also eine soziale Weitung und geschichtliche Erdung der Spiritualität, die

ihrerseits eines gemeinschaftlichen Existenzraums bedarf³.

Kirche, die über den Jordan geht. Wir situieren unsere pastoraltheologischen Überlegungen also in jener Geschichte des Volkes Gottes, die es allererst konstituiert. Im Exodus wird das Volk von Gott durch die Wüste geführt und ihm wird eine Zukunft verheißt: das Land, wo Milch und Honig fließt. Ansichtig ist dieses Land nicht. Es bedarf der immer neuen Entscheidung, Gott und seiner Gegenwart mitten im Volk zu vertrauen. Es ist die Wüste, in der sich dieser Entscheidungsprozess immer neu vollzieht.

Die Wüste als Nacht Gottes

Wir haben uns von Gott zum Aufbruch führen lassen, finden uns aber nicht im verheißenen Land wieder, sondern in einer Wüste. Der lange Weg durch die Wüste und die scheinbare Unerreichbarkeit des Zieles führt in die Versuchung, den Gott und seine Führung zu ersetzen durch Machbarkeiten. Je weniger die Erfahrung der führenden Nähe Gottes da ist, desto eher bleibt das Volk wie der Einzelne in seiner Erfahrung gefangen, und reorientiert sich an der Vergangenheit. Die Grundfrage der Wüste ist also die Frage nach der Gegenwart Gottes.

Dort, wo diese Gegenwart aus dem Blick gerät, wächst die *ecclesia incurvata in se*: ist nicht die Episode des Tanzes um das goldene Kalb eine wirkliche Ikone der Gottverlassenheit des Volkes und seiner Orientierungslosigkeit, die in dem Wunsch mündet, sich Gottes Gegenwart handhabbar zu machen? Manche Machbarkeitsphantasien kirchlicher Reformbemühungen weisen eher auf eine spirituell zu deutende Nacht des Geistes: Kirche ist eben nicht Produkt, nicht gestaltbarer Verein, sondern Volk Gottes auf dem Weg, das der Verheißung und den Worten dieses Gottes traut, oder in sich verkümmert untergeht.

Deutlicher lässt sich formulieren: Je weniger seine Verheißung Leitstern des Weges der Kirchenentwicklung ist, desto eher riskieren wir die Rolle rückwärts, indem wir

die Vergangenheit glorifizieren und nach ihr unsere Zukunft rekonstruieren.

Und so gibt es viele Parallelen. Denn wann je war das Volk Gottes in der Wüste dem Untergang nah? Es war doch Gott, der Manna und Wachteln, der Wasser und Weg eröffnete – und es war das Volk (und auch seine Hirten), dass trotz dieser Erfahrungen immer wieder an Gott zweifelte.

Diese konkrete Wüstenerfahrung ist eine Nachterfahrung: nicht zuerst eine Kirchenkrise, zuerst eine Gotteskrise. Es geht nicht um Rückkehr, sondern um Umkehr zum lebendigen Gott. Diese Perspektive spitzt sich im Bericht der Kundschafter zu. Die Realprophetien einer verheißenen Zukunft, die durch die Kundschafter dem Volk Gottes buchstäblich vor Augen gehalten werden, können nicht mehr wahrgenommen werden, als das Volk im inzwischen gewohnten Klagegestus des Kreisens um sich selbst und in der Glorifizierung der Vergangenheit verharrt. An dieser Stelle wird die Ernsthaftigkeit des Wüstenweges deutlich: es geht um Leben und Tod.

Dort, wo wir jenseits der Gegenwart Gottes unsere realen Probleme bestaunen, wartet der Untergang und Tod. Aber wahrscheinlich gehört das langsame Sterben und der Tod einer Kirchengestalt zur Erneuerungsstrategie Gottes, wie uns das Buch Numeri nahelegt: dort können erst nicht vergangenheitsgeprägte Israeliten das verheißene Land besiedeln – Kirche neu am Ort leben.

Doch schon vorher gibt es viel zu sehen: Die Kundschafter sind schon unterwegs, und bringen Früchte, die im Folgenden zu sichten sind. Diese Früchte gleichen Ikonen: sie kann man betrachten, sich in sie versenken und so verstehen, welche Zukunft Gott bereithält.

Die ersten Früchte der Kundschafter Eine kleine Ikonographie des Aufbruchs

Die Auswahl ist bestimmt durch die Existenz, und also nicht beliebig, aber auch nicht universal: Erfahrungen der Pastoral, die zu denken geben, und die verweisen auf eine Kirchengestalt, die sich am Ursprung orientiert, kön-

nen weiter ergänzt werden. Allerdings wird das Ganze des Aufbruchs in diesen Fragmenten ansichtig – und weckt Fragen. So beginnen diese Überlegungen als Betrachtungen und enden als Herausforderungen.

25. 2. 2007 – der erste Fastensonntag

Fünfundzwanzig Erwachsene sammeln sich im ersten Stock des Generalvikariats. Zusammen mit Angehörigen und Freunden sind es bestimmt fast hundert Personen, die der Bischof nach und nach begrüßt. Russen, Deutsche, Polen, Italiener, Spanier, Frauen und Männer – Katechumenen. Sie sind zusammengekommen zur Liturgie der Zulassungsfeier. Sie gehört zu den Gottesdiensten, die eine enorme berührende Kraft haben. Die Zeugnisse der Begleiterinnen und Begleiter, aber auch das Strahlen der Gesichter der Katechumenen, die Einfachheit der Feier – all das berührt.

Diese Katechumenen haben schon einen langen Weg hinter sich, bevor wir sie gewahr werden. Sie sind, wie Danielle Hervieu Legèr richtig sagt, „Pilger und Konvertiten“, deren Suchbewegung nicht einfangbar und kontrollierbar, aber dennoch nicht beliebig, sondern eben geführt ist⁴. In den meisten Fällen führt ihr Weg nicht über die klassischen Kerngemeinden. In vielen Fällen haben sie versucht, mit dem Pfarrer ins Gespräch zu kommen – nicht immer erfolgreich, bevor sie dann an einen anderen Ort gekommen sind, wo ihr Anliegen verstanden wurde. Ihre sehr bewusste Suche, ihr sehr bewusster Pilgerweg konnte zumeist in den Gemeinden nicht aufgefangen und verstanden werden – am ehesten noch bei einem der Priester.

Gelingt die Vorbereitung auf die Taufe, dann ergeben sich Konturen einer neuen Kirchnerfahrung, die ihrerseits einige Herausforderungen in sich birgt.

Katechumen werden auf ihrem Weg begleitet durch eine Katechumenatsgruppe: Christen, die ihren Glauben weitergeben, indem sie ihn bezeugen, indem sie Anteil geben an ihrer eigenen Glaubensgeschichte. So wird die Zeit der Vorbereitung zu einer Wegege-

meinschaft, zu einer Schule der Gemeinschaft. Der Glaube wächst hier Schritt für Schritt. Und das bedeutet auch, dass der Katechumenat kein „Kurs“ ist, der schon im Vorfeld durch Anfang und Ende markiert ist, sondern ein Weg, der prozesshaft das Subjekt des Suchenden ernst nimmt. Denn es geht nicht um eine formale, sondern um eine innere Aneignung des christlichen Glaubens. Auf diesem Weg wird es auch die Notwendigkeit einer inhaltlichen Vertiefung des Glaubens geben, die durch Fachkompetenz der Hauptberuflichen oder eines Priesters ermöglicht wird.

Zu diesem Weg gehört also die enge Verknüpfung von Glauben und Leben. In der Tat werden in der Zulassungsfeier die Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter gefragt, ob der oder die Katechumene sein Leben vom Evangelium her verändert hat in ein Leben der Selbsthingabe: nicht nur die Katechese und das Ergreifen des Evangeliums, sondern auch das Leben aus dem Evangelium gelten als Beleg für die wachsende Reife des werdenden Christen. Somit erweist sich die kleine Katechumenatsgruppe keineswegs als eine Art frommer Kreis, sondern weist schon hier Elemente der Selbstvollzüge des Kirche Seins auf: neben der Martyria als wechselseitiger Bezeugung des Glaubens wird hier der Glaube Leben werden im Dienst an den Armen (Diakonia).

Doch dieser Weg bleibt nicht eingebunden in eine kleine Gruppe, sie ist sofort verwiesen auf die Gemeinschaft der Glaubenden, die in der Liturgie ihrem Glauben dankbarem Ausdruck verleiht: der katechumenale Weg ist innig verwoben mit der gottesdienstlichen Gemeinde: immer wieder verbindet sich der Weg der werdenden Christen mit der gottesdienstlichen Feier, ohne zu vergessen, dass die Arkandisziplin Stufenfeiern nahe legt, die dem einzelnen Taufbewerber ein langsames und mystagogisch zu verantwortendes Hineinwachsen in die Glaubensgemeinschaft ermöglichen.

Die Kraft dieser Liturgien ist außerordentlich. Immer dann, wenn solche Liturgien gefeiert werden, stellt sich neu die Frage, ob wohl die Christen, die in unseren Gottes-

diensten regelmäßig mitfeiern, eine Ahnung entwickeln konnten von der mystagogischen Kraft der ihnen geschenkten Feier.

Vor allem aber zeigt schon diese erste Ikone des Katechumenats, dass sich im Blick auf den konkreten Prozess der Christwerdung Elemente eines Kircheseins zeigen, die nicht leicht in der vorfindbaren Gemeindegewirklichkeit zu erleben sind. Die Konturen und Vollzüge einer Kirche, die in der Feier der Liturgie ihre geschenkte Bekehrung feiert, sie in kleinen Gemeinschaften sowohl verkündigend wie der Welt dienend vollzieht, werden sichtbar.

Schon hier wird deutlich, dass es keinen Widerspruch und keine exklusive Alternative zwischen der Feier der Eucharistie gibt, in der das ganze Volk Gottes sich sammelt, und den Kirchenerfahrungen, die sich in lokalen Gemeinschaften, die nicht nur Gruppen der Gemeinde, sondern eben auch authentische Erfahrungen einer Kirche im Kleinen (ecclesiola) sind. Die Verwiesenheit auf die gemeinsame Feier der Liturgie als dem Mittelpunkt der Einheit, die Christus stiftet, verweist auf ein Modell der Kirche als Netzwerk pluraler Formen des Kircheseins, die in unterschiedlicher Weise gemeinschaftlich geprägt ist.

Doch katechumenale Wege bergen eine weitere Herausforderung. Es kann nämlich nicht angehen, dass so in einer Katechumenatsgruppe geprägte Menschen nach erfolgreicher Initiation einfach ins hierzulande individualistisch geprägte „volkskirchliche Nirvana“ entlassen werden: die Erfahrungen in Frankreich wie in Deutschland sprechen hier eine deutliche Sprache. Eine Reintegration in die bestehenden kirchlichen Formen lösen die Frage nach einer gemeinschaftlichen Existenz im Glauben nicht, führen eher dazu, dass die Neugetauften sich verlieren. Insofern stellt der Katechumenat in der Tat nicht nur einen hierzulande noch weitgehend unbekanntem Initiationsweg dar, noch vielmehr zeichnet sich in ihm so etwas wie eine Logik und ein Betriebssystem eines Kircheseins ab, das bestenfalls neben den bisherigen Gestalten seinen Ort finden könnte.

8. 2. 2007 – Der Besuch in Bendala

Im Februar 2007 begab ich mich zusammen mit einer kleinen Gruppe von 10 Personen nach Indien. Unser Ziel: tiefer verstehen lernen, was es mit dem Projekt der „small christian communities“ auf sich hat⁵. Für uns organisierte einer der indischen Koordinatoren des dortigen Projektes (eine indische Version des ASiPA-Ansatzes) einen achttägigen Workshop in Nagpur, einer Stadt in der Mitte Indiens. Ein Tag war dem Besuch einer solchen Kleinen christlichen Gemeinschaft in einem kleinen Dorf im Hinterland gewidmet, in Bendala eben.

Diesen Besuch werde ich nicht vergessen, er hat sich mir tief eingepägt. Nach einer kurzen Begrüßung saßen wir schnell mit einer Gruppe von ca. 20 Personen und dem Pfarrer zusammen, um miteinander Bibel-Teilen zu leben. Wir erfuhren, dass die Pfarrei Bendala aus 15 Familien inmitten von Hindus besteht, die an drei Orten der Umgebung leben. Es war faszinierend zu erleben, wie die Frauen und Männer jeden Alters, die doch in echter Armut und Einfachheit lebten, alle eine Bibel vor sich liegen hatten, und mit wie viel Würde und Selbstverständlichkeit diese Menschen mit der Schrift umgingen, gemeinsam beteten und ihre Glaubenserfahrungen teilten. Ja, hier ereignete sich Kirche, Kirche im Kleinen. Der selbstverständliche Umgang mit dem Wort Gottes war aber nicht nur ein Geschehen geistlicher Gemeinschaft. Ganz konkret haben wir nachgefragt, welche Konsequenzen sich denn aus dem Leben mit dem Wort für diese Gemeinschaft ergeben. Und es wurde in den Antworten sehr schnell deutlich, dass es hier keineswegs um eine geistliche Tankstelle für Individuen geht. Ganz im Gegenteil hat das BibelTeilen Konsequenzen für den Dienst dieser Gemeinschaft in der sie umgebenden hinduistischen Gesellschaft: das Säubern eines Teiches zusammen mit den anderen Dorfbewohnern, um dort Fische einzusetzen, die Verbreiterung der Straße, die zum Dorf führt, aber auch die konkrete Krankenpflege an den Outcast verändern konkret das Leben im Dorf.

Mit dieser Reife und Würde der Christen, die aus dem Umgang mit dem Evangelium erwächst, kontrastierte nach unserem Empfinden die Rolle des anwesenden Priesters: er war zu dominant, wollte seine charismatische Spiritualität noch unbedingt den Menschen einprägen.

Mir gab und gibt vor allem diese Erfahrung mit dem Priester und der von ihm nach besten Wissen und Gewissen eingenommenen Rolle sehr zu denken. Denn die Frage nach Dienst und Aufgabe des Priesters in einer Kirche der Zukunft stellte sich hier deutlich dar – sub contrario gewissermaßen. Es kommt doch darauf an, dass durch den Dienst des Priesters die Christen befähigt werden zum Aufbau des Leibes Christi, wie ich es in Bendala erlebt habe. Das macht noch einmal klar, dass zuerst und vor allem die Herausforderung besteht, die gleiche Würde aller Brüder und Schwestern in Christus ans Licht und ins Leben zu bringen. Gerade das Leben aus dem Evangelium, wie ich es in Bendala erlebt habe, ermöglicht dies. So sammelt das Wort Gottes zur Kirche. Keine Pfarrerzentrierung, sondern eine Christuszentrierung wurde für mich hier erfahrbar, die gleichzeitig – wie von selbst – in eine Einstimmen in die Sendung Jesu mündete, im Dienst an den Menschen.

Die Erfahrung der Kirche von Bendala aber rückt noch einen weiteren Akzent in den Blick, der in unserem herkömmlichen gemeindlichen Denken, das durch und durch individualisiert ist, kaum Gewicht hat. Eine ekklesiale Spiritualität aus dem Wort wird hier eingeübt, für die Ortsgebundenheit und Verwurzelung im Lebensraum der Menschen zentrale Bedeutung bekommt: was im BibelTeilen im sechsten Schritt angemahnt und eingeübt wird, hat nämlich eine Innen- und eine Außenseite. Nach innen gerichtet geht es hier darum, dass durch das Hören des Wortes Gottes und im Blick auf die konkrete Lebenssituation der Menschen in unserem Lebensraum ein Prozess apostolischer Unterscheidung geschieht, der in sich ein kirchliches Ereignis und eine kirchliche Spiritualität markiert, die geerdet, mystisch und politisch zugleich ist.

Nach außen aber wird deutlich, dass eine kirchliche Spiritualität sich immer diakonisch gesandt weiß zu den Menschen und Situationen im Umfeld. So geschieht hier Kirche als Sakrament – Zeichen und Werkzeug der einenden Liebe Christi.

Noch einmal zurück zum Dienst des Priesters in Bendala. Es wird hier deutlich, dass dort, wo Christen, Frauen wie Männer, zum Subjekt und zur Kirche werden durch das Hören auf das Wort Gottes und einem daraus erwachsenden Handeln, und sie also Kirchesein leben, der Dienst des Priesters eine andere Konnotation erhält, ja vielleicht wirklich neu zu sich selbst findet. Nicht eine Versorgungskirche, die es in Indien wie in Deutschland in aller Regel gibt und die dann pfarrerzentriert wenn nicht -fixiert ist, sondern eine Kirche, die dringend den sakramental verankerten Leitungsdienst des Priesters braucht, um den Leib Christi strahlen zu lassen. Was wir in Bendala als zu starke Dominanz empfunden haben, das ist in der Tat nichts Ungewöhnliches. Es braucht eine Neubesinnung auf den demütigen Dienst des Priesters, der wirklich Diener der Heiligen ist (vgl Eph 4, 11–13). Hier liegt eine Herausforderung, die seit dem II. Vatikanum unerledigt ist und Klarheit in die gewohnten Fronten theologischer Auseinandersetzung zum Thema bringen könnte.

4. 2. 2007 – Berufung heißt nicht Jugend

Anfang Februar ist – wie in jedem der vergangenen Jahre – ein wichtiger Gast bei mir. Pater Stefano, französischer Prämonstratenser aus der Toskana, besucht mich und die Jugendlichen, mit denen wir schon in S. Antimo waren, und gemeinsam findet dann so etwas statt wie eine Schule des Glaubens und Lebens, die aus einem Zusammenhang zwischen Gebet, Feier der Liturgie, gemeinsamen Unternehmungen und einer intensiven thematischen Katechese besteht. Junge Leute sind eingeladen, aber inzwischen kommen immer mehr Erwachsene dazu. Denn es wird deutlich, dass nicht nur Jugendliche heute nach einem gemeinsamen Lebensraum des Glaubens suchen, um ihre

Berufung zum Christsein leben zu können. Immer mehr wird auch deutlich, dass Erwachsene auf dieser Suche sind, die in den Pfarrgemeinden nicht erfüllt wird: weder eine Gemeinschaft im Glauben, noch eine angemessene Liturgie, weder eine Schule des Gebets und der Spiritualität, noch eine hinreichende Erwachsenen Katechese ist leicht auffindbar.

Die vorfindliche Kirchengestalt soll damit nicht schlechtgeredet werden. Es wird nur deutlich, dass sie auf eine Pastoral des Glaubenswachstums nicht eingestellt ist. Weiterhin findet eine kleine, aber nicht unbedeutende Anzahl von Katholiken in ihrer Pfarrgemeinde das, was sie für ihren Glaubensvollzug braucht und das Engagement vieler ist ein sprechender Beweis, dass diese Gestalt des Kircheseins eine hohe Integrationskraft besitzt. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier ein weitaus größerer Teil vor allem der jüngeren und mittleren Generationen keinen Zugang mehr findet: die Mauern sind zu hoch

Und vor allem setzt die ererbte Kirchengestalt auch ein ererbtes Christsein voraus. Was aber, wenn diese selbstverständliche Weitergabe des Glaubens nun schon in der zweiten Generation nicht mehr gelingt? Zugleich wächst der Anspruch, seinen Glauben persönlich anzueignen, und die Frage stellt sich, wo ernsthaft eine einführende und vertiefende Katechese stattfindet, die sowohl die Form des Glaubens wie ihren Inhalt zu vermitteln vermag.

Dass dies mit Pater Stefano gelingt, liegt auch daran, dass wir in eine Gemeinschaft geistlichen Lebens einbezogen sind: die Gastfreundschaft der Vinzentinerinnen und ihre selbstverständliche Spiritualität schaffen einen Raum, in dem Menschen gerne und gut im Glauben wachsen können.

Ohne im Einzelnen diese Tage gemeinsamen Lebens und gemeinsamen Glaubenslernens beschreiben zu wollen und zu müssen, ergeben sich aus diesem Bild einige Herausforderungen und Fragen, die nun im einzelnen noch näher zu benennen sind.

Herausfordernd ist vor allem die Frage, ob eine Pastoral der Berufung und der Glau-

bensweitergabe weiterhin so stark die jüngere Generation in den Blick nehmen sollte. Provokant formuliert: die Option für die Jugend müsste mindestens ergänzt wenn nicht ersetzt werden durch eine Option für die Suchenden aller Altersgruppen. Angesichts des Zerfalls volkskirchlicher Milieustrukturen ist die Frage nach Wegen erwachsenen Glaubens eine der Hauptfragen für die Zukunft: in welcher Weise und an welchen Orten ist eine Schule der Jüngerschaft, des Gebetes und der Gemeinschaft möglich, und wo können gewissermaßen Volkshochschulen der Theologie wachsen und entstehen.

Es braucht so etwas wie Zeugen und Zeugenorte gelebter Jüngerschaft, die in eine praxis pietatis wie eine Ekklesiopraxis einweisen und diese vom Glauben her erschließen können.

In diesem Zusammenhang sind auch in ganz neuer Weise die Ordensgemeinschaften und geistlichen Gemeinschaften in den Blick zu nehmen. In diesen Gemeinschaften ist durch das gemeinschaftlich gelebte Charisma des Gründers eine gemeinschaftliche Weisheit gespeichert. Wird diese authentisch gelebt, dann öffnet sich wie von selbst der Raum einer Jüngerschule, die heute dringender denn je nötig ist.

21. 1. 2007 – Der Expowal

Seitdem die Besucher der Weltausstellung den Expowal zum beliebtesten Gebäude der Expo in Hannover kürten, ist er bekannt: die an die Jonageschichte erinnernde Bauform des Pavillons der freien evangelischen Kirchen ist nach der Expo in die Trägerschaft eines Missionswerkes der evangelischen Kirche gekommen. Ziel des Missionswerkes ist die missionarische Verkündigung. So startet bald nach der Expo im Wal die „unglaubliche Kirche“: alle vierzehn Tage findet in diesem wirklich genialen Raumensemble eine Art Gottesdienst statt, der Walsonntag.

Am 21.1.2007 konnte ich das erleben. Um 11h kamen wir und wurden sehr freundlich am Eingang begrüßt. In die Hände bekamen wir einen kleinen Flyer, auf dem Hinweise zum Tagesgeschehen aufgeschrieben waren.

Vor dem „Gottesdienst“ konnte man sich bei einem Frühstücksbrunch schon intensiv mit den vielen Gästen unterhalten. Um 12.30h begann die Veranstaltung: kein liturgischer Gottesdienst eben, aber auch eine Art der Verkündigung durch Musik, Theater, Predigt und Gebet, die inzwischen 500 Personen sehr anspricht.

Nach einer Stunde ist es vorbei, und wir sind zum Essen eingeladen. Denn inzwischen ist ein Mittagessen bereitet, für das man im Vorfeld Wertmarken in Form eines Armbandes kaufen konnte. Wieder fällt die gastfreundliche Atmosphäre auf.

Es sind etwa fünfzig Männer und Frauen, die für dieses Projekt leben. Und man merkt es. Mehr als eine Erstverkündigung für Suchende werden hier Menschen aufgefangen, die von ihren eigenen Gemeinden nicht genährt werden, enttäuscht sind. Es geht hier also nicht darum, die unbekanntenen Suchenden anzusprechen – „Woher sollten wir wissen, wer sie sind?“ – als vielmehr anzuknüpfen an die vielen, die sich enttäuscht zurückziehen, aber doch einen sehr großen Hunger nach echtem Glauben haben.

Dieser moderne Typ einer Glaubensverkündigung, der im Anschluss an die amerikanischen Seeker-services in Willow Creek oder Saddleback auch in Europa Wirkung entfaltet, wirft eine Frage auf, der auch unsere Kirche sich stärker stellen muss: Wie kann das Evangelium heute relevant und authentisch verkündet werden, wie kann der Glaube „vorgelegt“ werden als eine echte Alternative und eine neue Lebensform?

30. 7. 2007 – Die Liturgie von Taizé

Ich bin ein Spätberufener in Sachen Taizé. Erst in den letzten Jahren bin ich zum ersten Mal nach Taizé gekommen und war und bin fasziniert: von der genialen Einfachheit des Lebens dort, von der Herausforderung an die Jugendlichen, das Leben dort selbst zu tragen. Von der wesentlichen Katechese, der Verbindlichkeit und Freiheit – vor allem aber von der mystagogischen Liturgie. Wann je habe ich so viele Jugendliche so oft und intensiv beten, knien, schweigen gesehen und erlebt wie hier?

Bei meinem letzten Besuch allerdings habe ich eine neue Erfahrung gemacht: bis dato konnte unsere Gruppe nie bis zum Ende, bis zur sonntäglichen Eucharistie bleiben. Und in der Tat habe ich mich gefragt, wie wohl diese Eucharistiefeyer mit bis zu 4000 Jugendlichen ablaufen kann, und wie viel Stunden sie dauern würde?

Und ich habe Faszinierendes erlebt. Innerhalb einer Stunde erlebten wir eine derart tiefe und reiche Eucharistie, so dass hier in Wahrheit der Höhepunkt und die Quelle des gesamten Lebens von Taizé aufschien. Die einfache Musik war durch den die Woche über entstandenen Chor und das Orchester von höchster Intensität, die Jugendlichen wurden durch die Gemeinschaft der Brüder hineingenommen in das tiefe eucharistische Geheimnis, und der vorstehende Bischof hat in einer Weise zelebriert, die mir so wie nie die Aufgabe und Rolle des Priesters in einer solchen Gemeinschaft vor Augen rückte: er war wirklich Diener an der Heiligkeit des Gottesvolkes, indem er die Eucharistie leitete, zugleich aber auch dem Leben der in dieser Woche gewachsenen Gemeinschaft Ausdruck verlieh. Nicht mehr. Nicht weniger.

Worauf es mir aber in diesem Zusammenhang vor allem ankommt, ist die große und hohe ars celebrandi, die ich hier erleben konnte. Zum einen nämlich sammeln sich in Taizé keineswegs Jugendliche, die schon in die liturgische Tradition und die Tradition einer Gotteserfahrung hineingewachsen sind – eher sind es Suchende, die sich hier finden. Doch durch die Gemeinschaft der Brüder werden diese Unerfahrenen hineingenommen in einer katechumenale Liturgie, die nachvollziehbar ist. In dieser Atmosphäre der Zeugenschaft und der Zeugengemeinschaft ist eine Mystagogie möglich, die wirklich zu einer tiefen Gottesbegegnung führt. Auf diesem Hintergrund kennt die liturgische Pädagogik von Taizé eine langsame Steigerung dieses Weges, der über die Liturgie am Freitag zur Feier der Stundenliturgie als Einführung in den Sonntag am Samstagabend führt, und so die nur am Sonntag für alle gefeierte Eucharistie vorbereitet. Gleichzeitig bleibt deutlich, dass ein

solcher liturgischer Weg nur auf dem Hintergrund gemeinsamen Lebens diese Wirkkraft und Einsichtigkeit erhält.

Zumindest wird im Kontext dieser Erfahrung deutlich, dass es eine sehr hohe Sensibilität der religiös suchenden Zeitgenossen für Atmosphäre und Liturgie gibt. Umgekehrt wird auch deutlich, dass in vielen Fällen die vorfindliche Gestalt der liturgischen Feier so viele Voraussetzungen hat, die nicht durchschaubar sind. Die Herausforderung, die katechumenale Grundsituation der Suchenden ernst zu nehmen, bedeutet dann zum einen, dass es eine tragende Gemeinschaft gibt, die geistlich miteinander Liturgie feiert und dies aus einer gemeinsam gelebten Spiritualität tut. Zum anderen aber braucht es einfache Formen der Liturgie, in die Suchende eingeführt werden können. Dass dies nicht auf Kosten der inneren Tiefe liturgischen Feierns gehen muss, wird in Taizé mehr als deutlich.

Bis wir in das Land der Verheißung einziehen können, braucht es noch Zeit. Zeit zur Wahrnehmung. Zeit des Loslassens. Diese spannende Zeit des aufmerksamen Wartens und Umkreisens des Neuen entlässt eine kleine Agenda der Pastoral, die sich weniger aktionsorientiert denn wahrnehmungsorientiert zeigt. Pastoral als Kunst der Wahrnehmung besteht also darin, die Wege Gottes mit uns immer wieder neu auszuleuchten, und damit neue Erkenntnisse zu gewinnen: erst solche Wahrnehmung verhindert falsche Alternativen und ermöglicht ein Mitgehen.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. z.B. die Beiträge zum Thema „Pastoral – quo vadis“ von N. Mette, B. Lutz, S. Schneider, M. Widl, P. Zulehner, in PThI 26 (2006), 1, 7–50, 70–103.
- ² Vgl. mein Buch „Kirche, die über den Jordan geht“. Münster 22007.
- ³ Dem Paradigmenwechsel des Kirchenbildes entspricht mithin auch ein Paradigmenwechsel der Spiritualität. Die prophetische Dimension der Überlegungen zu einer „Spiritualität in Gemeinschaft“, wie sie Johannes Paul II in Novo Millennio Ineunte anstrebt (n 43), weisen in diese Richtung. Es bräuhete dringend eine theologische Reflexion dieser These.
- ⁴ Vgl. Danielle Hervieu-Legér: Pilger und Konvertiten. Würzburg 2005.
- ⁵ Vgl für den Hintergrund: www.asipa.de.

Was unsere Gesellschaft zusammen hält

Wertebildung als gesellschaftliche Innovation

Wertebildung – in diesem Wort stecken zwei Fragen:

Erstens: Wie werden Werte gebildet, wie kommen sie zustande oder sind sie vorgegeben? Und zweitens: Wie bilde ich Menschen im Hinblick auf Werte und führe sie so zu einem wertvollen Leben? Diesen Fragen möchte ich nachgehen, wobei sich zeigen wird, dass die Beantwortung beider Fragen weitgehend zusammenfällt.

Im Januar 2004 begann in Düsseldorf der so genannte Mannesmann-Prozess. Der damals mitangeklagte Joseph Ackermann, später gleichsam unter „Nokia-Verdacht“ stehender Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank, der trotz hoher Gewinne Tausende entließ und inzwischen wieder hochgejubelt wird, sagte im Prozess: „Das ist das einzige Land, wo diejenigen, die erfolgreich sind und Werte schaffen, deswegen vor Gericht stehen.“ Auffällig, dass Ackermann einen Hinweis gab auf ökonomische Werte im Umfeld eines Prozesses, in dem es um die Verletzung moralischer Werte ging. Es gibt eben verschiedene Wertetypen: ökonomische, moralische, religiöse, technische, rechtliche, ästhetische Werte. Im persönlichen Leben und im gesellschaftlichen Bereich konkurrieren diese Wertegruppen. Nicht selten werden dann auch die gleichen Werte, etwa der Wert Freiheit, inhaltlich unterschiedlich verstanden und nicht selten aus den selben Grundwerten fast gegenläufige Konsequenzen im Blick auf konkrete Sachentscheidungen getroffen. Man vergleiche nur einmal die Worte Erziehungsgeld und Herdprämie aus den Verlautbarungen der CDU und der SPD als Konsequenzen

aus der Förderung des Wertes der Familie. Man denke auch einmal an die oft gegensätzlichen Konsequenzen, die aus dem Wert des menschlichen Lebens etwa in der Diskussion um die Stammzellenforschung gezogen werden.

Es ist offensichtlich unklar, was im Leben des Einzelnen und im Leben der Gesellschaft wertvoll ist, ja nicht wenigen kommt die Rede von Werten grundsätzlich sehr suspekt vor. Schließlich waren sicherlich Hitler und Stalin von Werten überzeugt, genauso wie die Terroristen, die Hunderte von Menschen in die Luft zu sprengen bereit sind. Haben sich nicht deshalb viele angeblich Fortschrittliche damals Marcuses Aufruf angeschlossen, der „repressiven Leistungsgesellschaft“, der „triebfeindlichen autoritären Familie“ und den „bürgerlichen Sekundärtugenden“ wie Ordnung, Pünktlichkeit und Ehrlichkeit, Fleiß und Leistungswille endlich ein Ende zu bereiten? War da nicht der Verdacht, dass Werte nur gebildet werden, um Machtansprüche durchzusetzen? Ist es von daher nicht konsequent, der Utopie des Banalen zu folgen, die der amerikanische Philosoph Richard Rorty in seinem Ideal einer liberalen Gesellschaft formuliert hat, in der absolute Werte und Maßstäbe nicht mehr existieren. Alles ist relativ; beliebig und veränderlich; den Wert des Guten, des Wahren gibt es nicht. Was gab es in Deutschland für einen Aufschrei, als eine mögliche Leitkultur diskutiert wurde oder als Frau Ministerin von der Leyen ein Bündnis für Erziehung ins Leben rief, um im erzieherischen Bereich Verantwortung für gemeinsame Werte zu fördern und wahrzunehmen. Wie schnell hat sie dieses Bündnis wieder in der untersten Schublade vergraben! Jeder möge sich seine eigenen Werte selbst setzen, erst recht wolle man sich weder von der Kirche noch vom Staat vorgesetzten Werten unterwerfen. Wer gegen das für viele geradezu absolute Dogma der Unverbindlichkeit und der Beliebigkeit verstoße, sei ohnehin ein Fundamentalist. Vergleichen Sie dazu nur einmal die Auseinandersetzung zwischen Kardinal Meisner und Volker Beck über die angebliche Be-

liebigkeit menschlicher Beziehungsformen! Auf dem Hintergrund dieses Relativismus bleiben dann allenfalls formale, rein kommunikative Werte übrig, die natürlich ihren Wert haben, aber wegen ihrer Inhaltslosigkeit eben oberflächliche Werte bleiben: Jeder Jeck ist anders, egal ob Moslem, Christ, Buddhist, Marxist oder Atheist, egal ob homosexuell, bisexuell, heterosexuell, monogam oder bigam, Hauptsache tolerant, bring bitte auf keinen Fall eine Bewertung ins Spiel, geschweige denn Worte wie gut und böse, das kostet nur Wählerstimmen und den sozialen Frieden und soviel sind uns diese Werte dann doch nicht wert.

Das alles mag ja noch gehen, wenn der Einzelne für sich seine Werteordnung festlegt. Wie aber soll angesichts einer solchen Beliebigkeit von Werten eine Wertegemeinschaft entstehen? Ist beispielsweise Europa mehr als ein ökonomischer Werteverbund? Aber wohl keine moralische, geschweige denn eine religiöse Wertegemeinschaft, wie der Streit um den Gottesbezug in der EU-Verfassung zutiefst gezeigt hat. Der Bestand an gemeinsamen Werten schrumpft offensichtlich, die Vielfalt an Lebensformen, Überzeugungen und Wertschätzungen hat demgegenüber zugenommen. Was hält dann aber unser Gemeinschaftswesen – erst recht die Weltgemeinschaft – noch zusammen? Die Menschenrechte? Aber der Islam hat einen eigenen, vom Westlichen abweichenden Katalog der Menschenrechte erstellt und China stellt die Frage, ob es sich bei den Menschenrechten nicht um eine typisch amerikanisch-europäische Erfindung handle. Bleiben als gemeinschaftliche Werte also nur die übrig, die die Machthaber mit Gewalt durchsetzen oder die, im Falle einer Demokratie, die Mehrheit eines Volkes beschließt, egal welche Inhalte diese Werte enthalten? Es könnte ja beispielsweise auch die Unterdrückung von Minderheiten beschlossen werden. Demnach gäbe es also keine Werte an sich, sondern nur leicht manipulierbare Mehrheitsmeinungen, die für bestimmte Zeiten Werte setzen. Zu denen, die diesen Standpunkt vertraten, gehört im Evangelium Pilatus (vgl. Joh 18, 33–40). Er

weiß nicht, ob es eine Wahrheit gibt und was diese Wahrheit sei. Er will auch gar nicht einen Einwand Jesu gegen seine Überzeugung hören, sondern wendet sich sofort an die umstehende Menge und vollzieht, was diese will. Wer nicht weiß, was wahr und gültig ist, überlässt es der Mehrheit, darüber zu entscheiden, welche Werte, und sei es ohne Wahrheitsanspruch, gelten sollen.

Demgegenüber möchte ich die These vertreten, dass es wahre Werte gibt, dass diese erkennbar und für unser Handeln prägend sein können und dass wir von daher Menschen zu einem Wertebewusstsein und einem wertvollem Handeln in dieser Gesellschaft führen können. Wertefindung und Wertebildung brauchen meines Erachtens dabei folgende Schritte:

Wir stehen in der Wertebildung nicht geschichtslos am Punkt Null. Vielmehr stehen wir in der Erinnerung an gelungene und misslungene Versuche der Menschen, das Leben wertvoll zu gestalten. Wertebildung bedeutet von daher Erinnerung an gelebte Werte in der Konfrontation mit Lebensgeschichten, in denen Menschen für ihre Werte gelebt und gelitten haben und in deren Leben deutlich wurde, dass wertvolles Leben einen Preis hat und dass Menschen bereit sind, sogar ihr Leben als Preis zu zahlen, um der Wahrheit willen. Hier liegt übrigens der bedeutende Wert des Studiums von Heiligengeschichten in unserer christlichen Tradition.

Werte geben etwas vor, was wir als Ziel vor uns haben und erreichen wollen. Das Wort hat von daher auch die gleiche sprachliche Wurzel wie das Wort „vor-wärts“: Werte liegen vor uns. Ob ein Wert sinnvoll oder sinnwidrig ist, hängt davon ab, dass er dem letzten Ziel des Menschen entspricht. Was aber das Ziel des menschlichen Lebens ist, ist eine Glaubenssache. Hier ist ausnahmslos jeder Mensch ein glaubender Mensch. Nur im Glauben kann er die Entscheidung über das Ziel seines Lebens annehmen. Der eine glaubt, dass das Ziel seines Lebens der Tod ist, und der andere glaubt, dass es einen Gott hinter allem gibt, der auf uns wartet. Wenn die Beantwortung der letzten Zielfrage also

eine Glaubensfrage ist, so ist auch jede Werteentscheidung letztlich nur auf dem Hintergrund des Glaubens zu treffen. Die Wertefrage ist also eine religiöse Frage, Wertebildung damit unweigerlich religiöse Bildung. Auch von daher gibt es ein Recht der Menschen, insbesondere der Kinder und der Jugend, auf Religion, Werte brauchen Entscheidungen für bestimmte und gegen andere mögliche Werte. Wertvolles Leben ist entschiedenes Leben. Ohne Entscheidungen finde ich für mich keine mich bindenden Werte. Deshalb ist Wertebildung immer Bildung starker Persönlichkeiten, die entscheidungsfähig sind.

Wertebildung geschieht durch Erfahrung: Ich lasse mich auf Werte ein, im Leben mit diesen Werten erfahre ich, wie wertvoll diese Werte mein Leben machen und wie wertvolles Leben gelingen kann. Dies auch, wenn ich an einem Wert festhalte, auch wenn mir dieses Festhalten gegen alle Konkurrenz der Genüsse keinen Spaß bereitet. Wertebildung macht von daher Mut, gegen alle Banalitätstendenzen unserer Gesellschaft wertvolle Erfahrungen zu sammeln. Von daher ist es ein hervorragender Weg der Wertebildung, der Menschen ermutigt und ermöglicht, Verantwortung zu übernehmen und so engagiert und reflektiert wertvoll zu leben.

Ein afrikanisches Sprichwort sagt: „Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen.“ Dies gilt erst recht für die Wertebildung. Viele Personen und Institutionen prägen heute das Wertebewusstsein der Menschen. Für Kinder und Jugendliche sind und bleiben die Eltern, die Familie, Werte prägend, sicherlich aber auch die Erziehungseinrichtungen wie Kindergarten und Schulen. Vor allem das Fernsehen, zunehmend aber auch das Internet, ist dabei zu einem Leitmedium und zu einer Moralinstanz geworden. Serien, Gerichtshows und Daily-Soaps und das so genannte Realitätsfernsehen mit seinen Tabubrüchen prägen das Wertebewusstsein der Menschen sehr tief. In diese Dorfgemeinschaft, von der das

afrikanische Sprichwort sprach, die die Menschen in ihren Werten prägt, müssen sich die Kirche und die Christen immer wieder hineinbegeben. Werte werden vor allem in Beziehungen und durch Beispiele vermittelt. Wie aber sollen christlich fundierte Werte dem Menschen nahe gebracht werden, wenn Christen nicht klar – profiliert und einladend – motivierend leben!

In einer wahrhaft humanen Gesellschaft mit ihren verschiedenen Weltanschauungen vom Christentum über den Islam bis zum Relativismus und zum Atheismus gibt es keinen anderen Weg, gemeinsame verbindliche Werte zu finden als den des intellektuellen Diskurses, in dem der Einzelne seine Überlegungen, seine Glaubensentscheidungen, seine Erinnerungen, seine Erfahrungen und seine Prägung in den Dialog mit einbringt. Es ist christliche Lehre vor allem bei Paulus, die Papst Benedikt XVI. immer wieder mit deutlicher Klarheit betont, dass die Wahrheit auch der vernünftigen Erkenntnis und dem vernünftigen Dialog offen steht. „Ich würde demgemäß von einer notwendigen Korrelationalität von Vernunft und Glaube, Vernunft und Religion sprechen, die zu gegenseitiger Reinigung und Heilung berufen sind und die sich gegenseitig brauchen und das gegenseitig anerkennen müssen“ (Ratzinger, Joseph, Werte in Zeiten des Umbruchs, Freiburg/ Brsg. 2005, 41). Der christliche Glaube braucht die intellektuelle Auseinandersetzung nicht zu scheuen. Wertebildung heißt von daher, Menschen zu einer vernünftigen Durchdringung ihrer Werteentscheidungen und zu einem in der Vernunft stehenden Dialog mit anderen zu ermutigen und zu befähigen.

Wertebildung im Sinne von Findung gemeinsamer Werte und Wertebildung im Sinne durch Hinführung des Menschen zu einem wertvollen Leben geht meines Erachtens nicht einfacher. Wertebildung hat ihren Preis, aber diesen Preis zu erbringen ist unerlässlich, damit Menschen ihre Persönlichkeit gegen alle Verflachungstendenzen entfalten und eine Gesellschaft sich wahrhaft und human entwickeln kann.

Abschied vom lieben Gott

Zur verantwortlichen Rede von Gott heute

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat einmal bemerkt: „Wir haben ein Problem mit Gott, weil er uns nicht mehr imponiert.“ In der Tat, wo der geheimnisvoll andere Gott zum lieben Gott herabgestuft worden ist, kann er uns nicht mehr sehr beeindrucken. Die herkömmliche Rede von Gott in der sonntäglichen Verkündigung, in Katechese und Religionsunterricht betont die lichte Seite Gottes, auf ihn darf kein Schatten fallen. „Gott hat Licht ringsherum“, lautete der bezeichnende Titel einer Sammlung von Kinderaussagen.¹ Heinrich Heine hat diese Art, von Gott zu reden treffend die „Eiropaia-Religiosität“ genannt und in seinem „Wintermärchen“ seinen Spott darüber ausgegossen. Der liebe Gott, dem Jesus seine sanften Züge verleihen musste, steht gegenwärtig im Mittelpunkt der Verkündigung. Schon früh begegnen Kinder ihm; denn man möchte nicht mehr in den Fehler vergangener Generationen verfallen, die mit dem strengen Richtergott gedroht und Angst eingeflößt haben. Sehr bald aber müssen Kinder und Heranwachsende erfahren, dass dieser Gott keineswegs immer so lieb und uns Menschen zugewandt ist. Die Erfahrung, dass er oft fern und abwesend ist, dass er sich in Schweigen hüllt, müssen sie nicht selten machen. Wenn die Mutter ihnen durch den Tod genommen wird, wenn ein schweres Leid über die Familie hereinbricht, befallen sie erste schwerwiegende Zweifel an diesem lieben Gott, der in Wirklichkeit sich gar nicht immer als lieb erweist. „Meine Mutter hat ein totes Kindchen bekommen. Warum hat Gott sie erst froh gemacht und dann traurig? Gott ist gemein!“ Dies ist die Reaktion eines neunjährigen Mädchens, und sie steht mit ihrem Urteil nicht allein. Simone Weil notierte in

ihrem Tagebuch: „In einer Zeit, wie der unse- ren, wo das Unglück jeden bedroht, ist die Hilfe, die man den Seelen bringt, nur dann wirksam, wenn sie so weit geht, sie wirklich auf das Unglück vorzubereiten.“ Dies gilt auch für Kinder und Jugendliche, denen man nicht vorenthalten darf, dass Gott auch gelegentlich schwer zu verstehen ist, ja in unseren Augen grausam erscheinen kann. Wir erwei- sen ihnen keinen Dienst, wenn wir ihnen die dunklen, abgründigen Seiten des Lebens und damit auch Gottes vorenthalten, wie dies pro- grammatisch in den Waldorfschulen ge- schieht. Wir müssen den Mut haben, das Ab- gründige und Widerständige in Gott zur Sprache zu bringen und dürfen die dunklen Seiten Gottes nicht mit einem Tabu belegen. Auch die offizielle Gebetsprache der Kirche neigt dazu, ein harmonisches Bild der von Gott geschaffenen Welt zu entwerfen, die alle- zeit unter seinem Schutz steht. J. B. Metz bemerkt dazu: „Die Sprache der Gebete ist ja nicht nur viel universeller, sondern auch span- nender und dramatischer, viel rebellischer und radikaler als die Sprache der Kirche und der zünftigen Theologen. Sie ist viel beunruhi- gender, viel ungetrösteter, viel weniger har- monisch...“

In den dreißiger Jahren des letzten Jahrhun- derts hat sich eine Akzentsetzung vollzogen. Nunmehr steht die Güte und Barmherzigkeit Gottes im Mittelpunkt, während der Gedanke an Hölle und Gericht immer mehr an Bedeu- tung verliert. In seiner Enzyklika „Spe salvi“ beklagt Papst Benedikt XVI.: „In der Neuzeit verblasst der Gedanke an das Letzte Gericht.² Für ihn „ist der Glaube an das Letzte Gericht zuallererst und zuallermeist Hoffnung“,³ weil nur Gott Gerechtigkeit zu schaffen vermag, vor allem für die unschuldigen Opfer, damit am Ende nicht die Täter über die Opfer trium- phieren. In diesem Zusammenhang kommt der Papst auch auf die Hölle zu sprechen, die nicht mehr auf der Agenda der gegenwärtigen Verkünder steht, sie haben sich davon längst verabschiedet. In ihren Augen würde die Existenz der Hölle dem Bild vom liebenden Gott und seinem universalen Heilswillen widersprechen. Dagegen setzt der Papst die Behauptung: „Es kann Menschen geben, die

in sich den Willen zur Wahrheit und die Bereitschaft zur Liebe völlig zerstört haben. Menschen, in denen alles Lüge geworden ist; Menschen, die dem Hass gelebt und die Liebe in sich zertreten haben. Dies ist ein furchtbarer Gedanke, aber manche Gestalten gerade unserer Geschichte lassen in erschreckender Weise solche Profile erkennen.“⁴ Man wagt es heute nicht mehr, diese Thematik anzusprechen, weil in der Vergangenheit damit oft Schindluder betrieben worden ist. Gott wurde funktionalisiert und in den Dienst der Pädagogik gestellt. Den Menschen wurde Angst vor Gott eingeflößt, damit sie nicht vom rechten Weg abwichen. Es gibt aber noch einen zweiten gewichtigen Grund, warum heute in der Gottesrede die Akzente so einseitig gesetzt werden. Im Unterschied zum Neuen Testament hat das Erste Testament keine Scheu, auf sehr drastischer Weise von Gott zu sprechen, dessen dunkle, uns bedrückende Seiten nicht verschwiegen werden. Hier wird auf eine elementare und ungeschminkte Weise von Gott gesprochen. Da aber die Prediger und Religionslehrer einen großen Bogen um das Erste Testament machen und sich mit dem Neuen Testament begnügen, entgeht ihnen diese andere Sicht Gottes, der keineswegs immer nur Licht und hell ist. Beim Propheten Jesaja heißt es: „Ich schaffe Finsternis und Licht“ (Jes 45,7). Hier wird das Leid und Böse nicht nur von Gott zugelassen, sondern es wird direkt auf ihn zurückgeführt; davor schrecken christliche Theologen in der Regel zurück, auch wenn sie die Frage nach der Herkunft des Dunklen in der Welt nicht zufrieden stellend beantworten können. Karl Rahner hatte keine Hemmung, zugespitzt zu fragen: „Warum lässt Gott uns leiden?“⁵ Würden unsere Verkündiger einen aufmerksamen Blick in die Hebräische Bibel werfen, vor allem in die Psalmen, dann begegnete ihnen dort ein anderer Gott, der nicht nur nahe, sondern oft auch zeitweilig sehr fern ist. Er ist der Fern-Nahe (Margarete von Poréte), der sich immer wieder zurückzieht. Der alttestamentliche Beter wagt es, mit ihm zu rechten, ihm seine Not zu klagen, ja ihn wie im Falle Ijobs wegen seiner Ungerechtigkeit anzuklagen. Und die erstaunliche Reaktion dieses ange-

klagten Gottes besteht darin, dass er nicht Ijob wegen „Majestätsbeleidigung“ tadelt, sondern seine theologischen Freunde. E. Bloch titulierte sie die „Glaubensspießler“, die in altbewährter Theologenmanier nach Entschuldigungen für Ijobs Behandlung durch Gott suchen. „Ihr habt nicht recht von mir geredet“, lautet sein Urteil (Ijob 42,7c). Lange Zeit war es in der Kirche verboten, an Gott zu zweifeln, geschweige denn klagend vor ihn hinzutreten. Man musste das Leid, das einem widerfahren war, klaglos hinnehmen nach dem Motto: „Lerne leiden, ohne zu klagen.“ Wenn man bedenkt, dass über die Hälfte der Psalmen Klagepsalmen sind, dann muss man der Klage wieder Raum in unserem allzu braven Gebetsleben gewähren. Schon Kinder müssten mit dieser Gebetsform vertraut gemacht werden. S. A. Kierkegaard preist Ijob als Prototyp des Klagenden: „Du enttäuschtest nicht die Menschen; als alles brach, da wurdest Du der Mund der Leidenden, der Ruf des Zerbrochenen, der Schrei des Geängstigten und eine Linderung für alle, die in Qualen verstummt, ein treuer Zeuge in aller Not und Zerrissenheit, ein untrüglicher Sprecher, der wagte, zu klagen, in der Seele Bitterkeit und mit Gott zu rechten. Weshalb verbirgt man dies? Wagt man vielleicht nicht, zu klagen vor Gott? Du unvergesslicher Hiob. In Deiner Rede ist Nachdruck, in Deinem Herzen Gottesfurcht, selbst wenn Du klagst... Klage, der Herr hat keine Angst, er kann sich wohl verteidigen, aber wie sollte er wohl sich verteidigen, wenn niemand zu klagen wagt, wie es einem Menschen geziemt?“⁶ Gerade in dieser aufrichtigen Rede erblickt er in seinem Herzen Gottesfurcht. Die alttestamentlichen Schriftsteller hatten keine Scheu, die dunklen, abgründigen Seiten des göttlichen Mysteriums in den Vordergrund zu rücken. So thematisieren sie den Zorn Gottes, den richtenden, kriegerischen, rächenden und den gewalttätigen Gott, der sein Eigentumsvolk verstockt.⁷ Beim Propheten Jesaja heißt es. „Ich bewirke das Heil und schaffe das Unheil“ (Jes 45,7). Eine für unser Empfinden verstörende Aussage, die so gar nicht in unser traditionelles Gottesbild passen will, die wir daher auch in der Verkündigung lieber übergehen. Auf

diese Weise wird viel spannungsreicher, aber auch dunkler von Gott gesprochen. Er erweist sich als der fern-nahe Gott, dessen Wesen geheimnisvoll und abgründig ist, das wir letztlich nicht ergründen können. Auf viele unserer Fragen erhalten wir keine eindeutige Antwort, mit diesem Schweigen Gottes auf unsere bohrenden Fragen müssen wir leben. Auf diese Weise wird Gott nicht ein Wunschprodukt des Menschen, auf den wir all unsere Unzulänglichkeiten und Wünsche projizieren, er entzieht sich immer wieder unserem Versuch, über ihn verfügen zu wollen. Dem Mose versagt er in der berühmten Dornbuschszene seine Bitte, er möge ihm doch seinen Namen offenbaren. Er teilt ihm lediglich mit, wie er zu seinem Volk steht, dass er es durch die Wüste führen wird, nachts in Gestalt der Feuersäule, tagsüber in Gestalt der Wolken-säule. Sein eigentliches Wesen bleibt aber in Dunkelheit gehüllt. „Wenn ich an Gott denke, umgibt mich Finsternis“, bekannte die kleine Theresia von Lisieux. Und in den Tagebuchaufzeichnungen von Mutter Teresa „Geheime Aufzeichnungen“, die gegen ihren Willen vom Orden der Öffentlichkeit vorgelegt worden sind, gewährt sie uns einen erschütternden Einblick in ihr Innenleben, das von äußersten Widersprüchen gekennzeichnet ist. Sie bekennt darin: „In meiner Seele herrscht ein so großer Widerspruch. Ein so tiefes Verlangen nach Gott, so tief, dass es wehtut, ein fortwährendes Leiden – und trotzdem nicht gewollt von Gott, abgewiesen, leer, kein Glaube, keine Liebe, kein Eifer.“ Das hat auf viele schockierend gewirkt. So hatte man sich nicht eine neuzeitliche Heilige vorgestellt! Die dunkle Nacht der Seele gehört fast schon zum Markenzeichen der großen Mystiker. An keiner Stelle der Bibel wird Gott als der liebe, sanfte Gott vorgestellt, wie es seit der Aufklärung üblich geworden ist, vielmehr ist sein Wesen unergründlich; „denn Gott ist größer als der Mensch.“ (Ijob 33,12) Der Evolutionsbiologe und „Papst der Atheisten“, Richard Dawkins aus Oxford, hat die zutreffende Bemerkung gemacht, dass aufgeklärte Christen die Bibel sehr selektiv lesen würden. Mit den Mitteln der Vernunft hebe man einige Stellen hervor, die in ein modernes, liebevol-

les Gottesbild passen, während man andere, die von einem rach- und eifersüchtigen Stammesgott sprechen, nicht heranziehe.⁸ Nach dem schon einmal erwähnten Kulturphilosophen P. Sloterdijk gehöre aber zum Wesen des Ein-Gott-Glaubens die „Drohkomponente“, die erst im Menschen ein metaphysisches Schauern auslöse. Man habe es mit einem furchtbaren Gott zu tun. Müssen wir Christen uns von einem Philosophen – wir sprechen in diesem Falle von einem Fremdpropheten – diese biblische Wahrheit neu in Erinnerung rufen lassen? Diesem Gott sollen wir uns nähern, indem wir ihn fürchten, d. h. indem wir ihm die ihm gebührende Ehre erweisen, und ihn zugleich lieben. Darin besteht das Paradox des Glaubens: Gottesfurcht und Gottesliebe wohnen Tür an Tür. Für den hl. Hilarius hat all unsere Furcht in der Liebe ihren Ort.⁹ Die Kirche hat diese doppelte Haltung auf prägnante Weise im Tagesgebet des 12. Sonntags im Jahreskreis zum Ausdruck gebracht: „Heiliger Gott, gib, dass wir deinen Namen allezeit fürchten und lieben.“

Anmerkungen:

- ¹ Gott Hat Licht Ringsherum. Kinderaussagen, Leipzig 1981.
- ² Papst Benedikt XVI.: Spe Salvi. Rom 2007, 42.
- ³ Ebd. 43.
- ⁴ Ebd. 45.
- ⁵ K. Rahner: Warum lässt Gott uns leiden? In: ders.: Schriften zur Theologie Bd. 14. Zürich 1980, 250–266.
- ⁶ S.A. Kierkegaard: Die Wiederholung. Kopenhagen 1843, in: Rowohlt's Klassiker der Literatur und Wissenschaft: Philosophie der Neuzeit. Band 2, Nr. 81. Leck 1961,61f.
- ⁷ In meinem Buch „Der fern-nahe Gott“ habe ich Predigten zu den dunklen Seiten Gottes vorgelegt: Kath. Bibelwerk Stuttgart 2007.
- ⁸ Zitiert nach Christ in der Gegenwart: Und wenn das Universum doch – nicht – leer ist? Gott in der Talkshow: Die Atheismus-Debatte erreicht das Fernsehen. Nr. 48/07, 403.
- ⁹ Vgl. Tractatus super Psalmos. Ps 127,1–3: CSEL 22, 628-630.

Literaturdienst

Christoph Ohly: Der Dienst am Wort Gottes. Eine rechtssystematische Studie zur Gestalt von Predigt und Katechese im Kanonischen Recht. (Münchener Theologische Studien 63. Band). EOS Verlag, St. Ottilien 2008. 794 S.; 74,00 Euro.

Das Gesetzbuch der lateinischen Kirche feierte am 25. Januar 2008 den 25. Jahrestag seiner Promulgation, doch die Frage, inwieweit die Normen des CIC/1983 den Aussagen des II. Vaticanums gerecht werden, ist weiter aktuell. Christoph Ohly untersucht dieses Thema in seiner Habilitationsschrift bzgl. des 3. Buches des CIC, dem Verkündigungsdienst der Kirche, mit dem Schwerpunkt auf dem Dienst am Wort Gottes, d.h. der Predigt und katechetischen Unterweisung (cc. 756–780 CIC bzw. cc. 607–626 CCEO).

Der Vf. gliedert das umfangreiche Werk in drei Teile:

Die rechtstheologischen Grundlagen zum Dienst am Wort Gottes (1. Teil) präsentieren zunächst den historischen Kontext der Arbeitsthematik: (a) theol. Grundlegung des Kirchenrechts durch K. Mörsdorf, b) die hervorgehobene Bedeutung des Gotteswortes auf dem II. Vat. Den Dienst am Wort Gottes versteht Vf. als zentralen Unterbegriff der Evangelisierung. Auf dem Hintergrund der hierarchischen Gliederung des Verkündigungsdienstes legt Vf. die rechtssprachliche Uneinheitlichkeit im Ämterrecht offen und entwickelt folgenden Lösungsvorschlag: *officium* benennt das kirchliche Amt (c.145 §1 CIC); *munus* bezeichnet „das grundlegende Handeln ... im Rahmen der kirchlichen Sendung“ (Dienst); demgegenüber ist *ministerium* der bevollmächtigte Dienst, auf der Grundlage der sakramentalen Weihe und schließlich *servitium*, der „nicht bevollmächtigte Dienst“, auf der Grundlage von Taufe und Firmung (90–98).

Der zweite Teil der Arbeit stellt die Entwicklung der Canones zur Predigt und Katechese innerhalb der Erarbeitungsphase des CIC/1983 bzw. des CCEO von 1990 dar. Dieser Abschnitt bietet eine gute Basis im Sinne eines Nachschlagewerkes für kanonistische Fachvertreter, besonders die Übersicht der Genese in einer Synopse ist zu erwähnen (321–380).

Der dritte Teil ist rechtssystematisch angelegt. Ausgehend von der theologischen Grundnorm für das Verkündigungsrecht (c.747 CIC), behandelt Vf. die hierarchische Gliederung des Verkündigungsauftrages. Bzgl. der kirchenamtlichen Sendung führt eine zweite rechtssprachliche Untersuchung zur Empfehlung den Begriff *missio* „für die gesamte Heilssendung der

Kirche“, an der alle Glieder Anteil haben, zu reservieren. Die Unterscheidung zwischen Laien und Klerikern wird markiert durch die Verwendung *mandatum* für die Sendung der Laien und *missio canonica* für die Übertragung von Leitungsgewalt an Kleriker (447ff.).

Der dritte rechtssprachliche Vorschlag bezieht sich auf den Einsatz der Begriffe Predigt und Homilie (vgl. c.767 CIC). Es soll gelten: „Jede Homilie ist eine Predigt, aber nicht jede Predigt ist eine Homilie“ (505), demnach ist Homilie *terminus technicus* für die Predigt innerhalb der Messfeier.

Die Untersuchung zu Predigtreservation und Laienpredigt (505–617) bildet den Schwerpunkt im 3. Teil. Er beginnt mit der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der Laienpredigt, unter besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Verhältnisse in der Zeit nach dem II. Vaticanum, die geprägt waren von einer deutlichen Förderung der Laienpredigt mit stiller bzw. zeitlich begrenzter Duldung durch den Apostolischen Stuhl. Diese Vorgänge bewertet Vf. kritisch und hebt die, wenn auch nicht immer einheitliche, so doch eindeutige Tendenz in den amtlichen römischen Schreiben hervor, demnach die Homilie dem Laien nicht gestattet ist. In einem Exkurs beantwortet Vf. die Frage, ob die „Predigt von Laien in Kindermessen (noch) möglich“ ist, negativ mit Verweis auf c.767 §1 CIC (613–617). Als pastorale Lösung plädiert Vf. dafür, die Auslegung für die Kinder in einem gesonderten Raum stattfinden zu lassen, die dann von einem Diakon oder Laien durchgeführt werden kann.

Im letzten Kapitel stellt Vf. das geltende Katechese-recht anhand der Normen des CIC dar.

Insgesamt ist die Arbeit als eine gründliche Untersuchung innerhalb des Verkündigungsdienstes der Kirche zu charakterisieren, besonders aufgrund des durchgehaltenen Bezuges zwischen den Aussagen des II. Vat. und den Normen des Gesetzbuches, und kann daher als Nachschlagewerk eingesetzt werden. Die Vorschläge zur kanonistischen Sprachregelung sind zu begrüßen und dienen einer einheitlichen Wortwahl. Besonders die Ausführungen zur Predigtreservation und Laienpredigt verdeutlichen, dass Vf. es versteht, zum einen detailliert zu informieren, und zum anderen innerhalb der kanonistischen Diskussion eindeutig Position zu beziehen.

Nicole Hennecke

Unter uns

Auf ein Wort

„Und das Wort ist Fleisch geworden ...
Joh 1,14 a

Was für ein Wort,
das Fleisch geworden,
immer wieder wird.

Was für eine Werdekraft,
die lebendig macht,
immer wieder neu.

Was für ein Wort des Lebens
zu jener Zeit
in jeder Zeit.

... und hat unter uns gewohnt.“
Joh 1,14 b

Siglinde Majunke

Vergebliches Beten

Zehn Jahre lang betet Herbert jedes Wochenende: „Lieber Gott, lass mich doch bitte diesmal in der Lotterie gewinnen.“ Immer vergeblich. Als er es eines Tages wieder versucht, ist plötzlich sein Zimmer in strahlende Helligkeit getaucht, und eine tiefe Stimme sagt verzweifelt: „Gib mir doch eine Chance, Herbert. Kauf dir um Himmels Willen endlich ein Los.“

ANNONYMUS

Hundert Jahre alt

Tante Christine wohnt seit knapp einundzwanzig Jahren im Altenheim Haus Maria-Hilf. Natürlich haben Körper und Geist inzwischen stark nachgelassen, einiges geht ihr durcheinander, doch wenn sie von früheren Zeiten erzählt, da stimmt immer alles.

Seit zwei Jahren kann sie das Bett nicht mehr verlassen. Sie teilt das große Zimmer mit einer ebenfalls bettlägerigen alten Dame. Jeden zweiten Tag kommt ihre Nichte zu Besuch. Sie beten manchmal, so gut es geht, zu Dritt den Rosenkranz und singen zwei oder drei Lieder.

Im März nun wurde Tante Christine hundert Jahre alt. Ein bekannter Priester, der im Ruhestand lebt und noch Subsidiardienste verrichtet, hatte ihr versprochen, wenn sie die Hundert erreicht, würde er die Hl. Messe auf ihrem Zimmer zelebrieren und zwar im engsten Verwandtenkreis.

Und so geschah es auch. An diesem Tag war Tante Christine ziemlich gut drauf, sie nickte zwar ein paar Mal bei der Messfeier ein, betete und sang aber „Kyrie“, „Sanctus“ und „Vater unser“ sowie die Lieder „Lobe den Herren“, „Heilig, heilig, heilig“ und „Großer Gott wir loben dich“ auswendig mit.

Nach dem Gottesdienst kamen dann verschiedene Gratulanten, unter anderem Vertreter der großen Firma, wo sie zuletzt Abteilungsleiterin war. Glückwünsche vom Bürgermeister und der Pfarrgemeinde wurden überreicht.

Als dann kurz vor dem Mittagessen ein wenig Ruhe eingekehrt war, meinte Tante Christine zu ihrer Nichte fragend: „Also jetzt bin ich hundert Jahre?“ – „Ja, genau heute. Ist das nicht schön?“ „Ja, doch, aber wann werde ich denn Zweihundert?“

Hans Orths, Viersen

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E